

Berthold Grüger

Gemeindevorsteher von Järker

über seine Erlebnisse

in den Jahren 1938 - 1953



Das Original ist in einem Kontobuch enthalten, daher die Form der Kopien¹. Das Buch ist heute Eigentum von Herrn Rochus Tautz, seinem Neffen. Glattbach/Aschaffenburg. Linsenberg 21.

Alsbach 1. Im Kies 7

25. Januar 1983.

A handwritten signature in black ink, appearing to read "J. Ornel". The signature is written in a cursive style with a prominent initial "J" and a long, sweeping underline.

Foto Rochus Tautz 1954

Transkribiert und mit Microsoft-Word 2010 © neu gesetzt.

Verwendete Schriftart Palationo Linotype.

Rainer Welzel, Stockach, 2012.

¹ Das Original wurde im Format DIN A4 kopiert, daher konnte das Kontobuch nicht formatfüllend abgebildet werden.

Vorwort

Als im Frühjahr 1945 der Donner der Kanonen bis auf unsere heimatlichen Berge rollte, ahnte niemand von dem, was uns allen noch bevorstand; daß der Krieg mit seinen Schrecken zu Ende ging, war nun sicher, daß er schwere Nachkriegsjahre bringen würde, konnte sich jeder denken.

Es kam weit schlimmer. Als die ersten Russen einrückten, dachte ich, daß sich aller Haß wieder legen und der Feind wieder einmal abziehen würde. Doch es kam anders. Nicht er ging, sondern wir mußten gehen, von Russen und Polen gequält und zuletzt vertrieben in eine ungewisse Zukunft. Es kam, wovon schon viel gesprochen wurde, aber niemand glauben konnte, da so etwas niemanden möglich schien, die Abkommen von Jalta und Potsdam wurden mit aller Konsequenz durchgeführt. Ob nun so ein Sieg gegen wehrlose Menschen zu einem dauerhaften Frieden führen kann, ist sehr zweifelhaft, Die Zukunft wird lehren was Recht und Unrecht war.

Sieben Jahre in der Fremde sind seitdem verstrichen. Viele sind während dieser Zeit von uns gegangen, gefallen, vermisst, gestorben und ruhen nun in fremder Erde in Frieden. Wir, die wir bis jetzt diese schweren Jahre überstanden haben, warten immer noch auf einen gerechten Frieden, welcher die Teilung beenden und die Heimat wiedergeben möge, um dort wieder aufzubauen und unsere Arbeit fortsetzen können, damit wir und ganz Deutschland wieder leben können, in Einheit , Frieden und Freiheit

Rehburg-Stadt 1953

Berthold Grüger

I. Teil

Zwischen Krieg und Frieden

1. Der Einmarsch ins Sudetenland

Im Jahre 1938 gingen die Tschechen daran, ihre Grenzen gegen einen eventuellen Einmarsch der Deutschen zu befestigen. Auch hier in unserem Grenzabschnitt wurde eifrig Tag und Nacht auf tschechischer Seite gearbeitet. Die Baustellen waren mit Brettern vernagelt, um jedem jede Einsicht in die Bauprojekte zu nehmen. Bunker neben Bunker, MG Nester, Gräben, Fußangeln und Spanische Reiter erstanden. Alles nach französischem Muster der Maginot-Linie.

Wozu und warum dies alles getan wurde, wußten wir damals nicht. Hatte der Tscheche Angst vor Deutschland? Auf unserer Seite war es wieder anders, wir dachten der Tscheche will irgendwie angreifen. Aus diesem Grunde war auch schon ein Teil der Grenzbevölkerung, vorwiegend die Kurgäste aus Kudowa und auch Reinerz weggefahren. Die Bahn konnte das Gepäck und Koffer gar nicht so schnell um in diesem Umfang wegtransportieren.

Auch in unserer Gemeinde war die Aufregung groß. Die Beamtenfrauen aus dem Zollbeamtenhaus waren auch auf davongefahren; zu Eltern und Verwandten. Die anderen Einwohner, welche Landwirtschaft besaßen konnten ja nicht mitmachen und mußten warten was die Zeit bringen würde. Einige Bauern wollten ihr Vieh mit Lastautos in Sicherheit bringen, doch es ist zur Verwirklichung des Planes nicht gekommen. Einer machte den anderen nervös. Gewiß es war keine schöne Situation.

Ende September als der Höhepunkt der Aufregung erreicht war, kam die Nachricht, daß in München ein Abkommen mit London und Paris über "die Befreiung" des Sudetenlandes getroffen worden war. Es war den 29. September (Michaelis) 1938. Ein Aufatmen ging durch unsere Grenzbevölkerung und jeder bekam wieder neue Lust zu seiner Arbeit, welche an den letzten Tagen fast geschwunden war.

Nun kam etwas anderes. Als ich am Anfang Oktober einmal in Lewin war, kamen Teile unserer Wehrmacht, welche wieder seit dem 16. März 1935 bestand, in Lewin an. Es waren Autos, Pakgeschütze, MGs, Kradfahrer usw. welche auf der rechten Straßenseite Aufstellung genommen hatten. Nachmittag sollte der Einmarsch ins Sudetenland beginnen, angeblich um die dortigen Deutschen zu befreien, welche bis dahin seit dem Frieden von Versailles unter tschechischer Hoheit standen- In den Letzten Tagen vor dem Münchner Abkommen waren schon eine große Anzahl Sudetendeutscher nach hier gekommen,

um hier Schutz vor den Gewalttätigkeiten seitens der Tschechen zu suchen. Diese Leute, soweit sie nicht ein Unterkommen in den Grenzdörfern finden konnten, wurden bis nach Glatz geleitet, um hier die Befreiung ihres Landes abzuwarten.

Nun war dieser Tag um Sudetendeutschland dem Reich einzuverleiben. Der Marsch der Wehrmachtsteile ging bis zum Schlagbaum beim Zollhaus in Kuttel, dort fand die feierliche Öffnung der Zollschranke mit Reden, Liedern und Gedichten seitens der beiderseitigen Deutschen statt. Die Bahn war nun frei für den Einmarsch. Dies alles lief ohne Zwischenfälle oder Gegenwehr der Tschechen ab. Kampflös waren die im letzten Sommer entstandenen schweren Bunker an der sudetendeutschen Grenze den deutschen Befreier in die Hände gefallen. Die Flüchtlinge von Damals konnten wieder in ihre Heimatorte zurückkehren. Eine Anzahl derselben fanden zu ihrem Schrecken ein verwüstetes Heim vor. Fenster und Türen zerschlagen, Einrichtungsgegenstände gestohlen und Ofen abgerissen. Einige Tage später bin ich wie so viele andere dort gewesen, denn nun war kein Grenzausweis mehr nötig, und konnte mir dies alles ansehen. Auch zu den Bunkern konnte man gehen. Dieselben führten tief in die Erde; mittels Wendeltreppen konnte man nach unten gelangen. Eiserne Türen mit Gummidichtung, Schießscharten mit allen erdenklichen Sicherungen waren eingebaut. Zwischen den einzelnen Bunkern sah man MG-Nester mit Schießscharten nach verschiedenen Richtungen. 3 Reihen Spanische Reiter aus Eisen und Zement mit Schleifen zum Befestigen von Stacheldraht. Diese Befestigungen zu welchen noch Fußangeln und Gräben kommen, schienen für eine gewöhnliche Kriegführung uneinnehmbar. Die spanischen Reiter wurden später wieder am Bahnhof Lewin verladen und kamen von hier an die deutsch-polnische Grenze, Sie wogen jeder 9 Ztr. und Fuhrleute mit Pferdegespannen haben dieselben abgefahren und dadurch noch eine gute Einnahme gehabt.

2. Tschechoslowakei Protektorat

Man schrieb den 15. März 1939. Als wir von der Beerdigung des Bürgermeisters Dinter aus Talheim, früher Löschnei, zurückkamen, es war Nachmittag, standen an der unteren Ringseite in Lewin, einige Autos der Wehrmacht. Da doch sonst keine derartigen Fahrzeuge nach hier kamen, löste dies einige Verwirrung unter den Begräbnisleuten, welche viel aus den umliegenden Dörfern waren und der Stadtbevölkerung aus. Niemand konnte sich ein Urteil hierüber geben. Der Sohn August des Bahnvorstehers Ulbrich vom Bahnhof Lewin hatte Ahnung hiervon. Er sagte zu mir, da ich ihn gut kannte im Vertrauen: Wenn du etwas sehen willst, so musst du in der kommenden Nacht einmal zum Bahnhof sehen und du wirst wissen was da los ist. Mein Freund hatte Wissen davon, daß des nachts Militärtransporte ankommen sollten, zu welchem Zwecke hat er mir jedoch nicht gesagt. Nach einer kurzen Einkehr bei **Nowrath** am Unterring machte ich mich auf den Heimweg. Zu Hause habe ich von alle dem nichts verlauten lassen. Meine Frau und Schwägerin Gertrud

wollten noch am selben Abend nach der Stadt zur Schwager Fritz, genannt Bergtautz, mit Gründonnerstag für die Kinder, gehen. Nichts ahnend gingen sie auch los, ohne zu wissen, daß des Nachts etwas in der Stadt los sein sollte. Auch Schwager Fritz war noch bei den Unwissenden. Dies nachts waren nun die Transporte am Bahnhof angekommen. Von meinem Fenster aus sah ich den erleuchteten Bahnhof und hörte das Ausladen der Fahrzeuge. Den Grund hierfür wußte ich noch nicht. Als sich die beiden Frauen sich auf den Heimweg machten, es war wohl gegen Mitternacht, taten sie schon in Stadt Mannschaften und Pferdegespanne der Wehrmacht, welche in Richtung Gießhübel nach der Grenze auf dem Marsch waren-. Die Tschechoslowakei sollte von deutschen Truppen besetzt werden. Noch lag gefrorener Schnee auf den Straßen. Die Wehrmachtspferde hatten keine scharfen Hufeisen und konnten auf dem bergigen Gelände die Fahrzeuge nicht vorwärts bringen. Aus diesem Grunde mußten die Bauern ihre Pferde, welche „scharf“ waren anspannen und bis an die Grenze fahren. Der Einmarsch in das tschechische Gebiet vollzog sich, vor allem an der tschechischen Grenze ohne besondere Zwischenfälle. Bestimmt hat es große Augen auf der tschechischen Seite gegeben. Das tschechische Gießhübel wurde zum Protektorat erklärt und war es bis zum Jahre 1945, als der deutsche Zusammenbruch kam. Der erste Leiter war Heidrich, welcher von Tschechen ermordet wurde. Als ich 1945 in Prag war, bin ich auch am Heidrich-Ufer an der Moldau entlang gegangen, welches nach ihm benannt worden war. - Die Ermordung von Heidrich ist seinerzeit schwer bestraft worden. Die Ortschaft Lidowa² wurde eingeäschert, die Männer erschossen, die Frauen kamen ins KZ und die Kinder, 90 an der Zahl, wurden soweit sie arisch waren, bzw. arisches Aussehen hatten an deutsche Pflegeeltern vergeben. Nach 1945 haben die Frauen, soweit sie noch am Leben waren, ihre Kinder wieder gesucht und zum Teil auch gefunden. Nach dem Zusammenbruch haben sich dann die Tschechen an den Deutschen, ganz gleich ob Zivilist oder Soldat, ihre Wut ausgelassen. Hierüber berichtet das sudetendeutsche Weißbuch ausführlich. Dasselbe ist in verschiedenen Sprachen gedruckt und dem Ausland zugänglich gemacht worden.

3. Lebensmittelrationierung.

Es war des nachts vom 27. - 28. August 1939 als bei mir ein Personenwagen vorfuhr. Natürlich war ich etwas erstaunt über den nächtlichen Besuch. Der Wagen kam von Glatz vom Landratsamt. Der Beifahrer überbrachte mir Bezugsscheine zum Einkauf von Lebensmitteln und anderen Gebrauchsgütern. Diese Scheine sollten am kommenden Tage, es war ein Sonntag, der 28. August 1939 an die Einwohner ausgegeben werden. Sonntag früh waren alle Geschäfte geschlossen, während man sonst auch sonntags etwas zu kaufen bekam. Die Geschäfte hatten Anweisung von oben erhalten, keine Verkäufe an diesem Sonn-

² Der Verfasser: Lidice in der Nähe von Prag

tag zu tätigen, damit nicht noch jemand etwas ohne Bezugsnachweis kaufen konnte. Ohne daß jemand etwas zu wissen bekommen hatte, war die Zwangswirtschaft über Nacht gekommen. Die neue Wirtschaftsordnung zerfiel in die Ernährungsämter A und B und das Wirtschaftsamt. Erstere beiden waren für die Ernährung, das letztere für die anderen Wirtschaftszweige besonders auch für die Bekleidung bestimmt. Sonntags Nachmittag habe ich dann diese neuen Scheine gegen Quittung ausgegeben. Überall gab es lange Gesichter, denn niemand wußte so recht aus welchem Grunde die Rationierung vorgenommen wurde. Sollte tatsächlich ein Krieg kommen? Und wann und wie? Es gab soviel Gesprächsstoff, der eine wußte das, der andere hatte jenes gehört. Es dauerte ja auch nicht lange und wir hörten noch vielmehr, denn 3 Tage später, am 1. September 1939 war der Krieg im Gange. Blitzkrieg in Polen hieß es, dann nach 18 Tagen war Polen besiegt. Wer hätte damals wohl geglaubt, daß diese Karten, welche immer auf 4 Wochen berechnet waren 135 mal zur Ausgabe kommen würden, also bis zum Monat Februar 1950. Die Bewirtschaftung von Bekleidung, Schuhen, Eisen usw. kam am 20. Juni 1948 mit der Einführung der neuen Währung in Fortfall. An diesem Tage kamen 60 DM an jede Person in neuer Währung. Diese 60 DM kosteten an alter Währung 600 RM und wurden vom Sparguthaben, soweit jemand über ein solches verfügte abgesetzt. Damit waren die ersparten Gelder erheblich zusammengeschrumpft. Der Rest der Guthaben wurde mit 1:10 abgewertet. Ein Teil hiervon gilt heute noch als eingefroren und steht dem Sparer noch nicht zur Verfügung. Zum dritten Male wurden nun die Heimatvertriebenen Sparer um ihre Einlagen betrogen. Zum ersten Male durch die Inflation, zum zweiten durch die Vertreibung und zum dritten Male durch die Währungsreform am 20.6.1948. Zum letzteren ein Beispiel: Hatte nun jemand ein Sparguthaben von 2700 RM, welches von Beträgen aus der Heimat und aus ersparten Beträgen nach der Ausweisung bestand, wurde für eine 3 köpfige Familie 3×600 abgeschrieben = 1800 RM. Der Rest von 900 RM wurde 1:10 abgewertet = 90 DM, so daß ein DM Bestand von $3 \times 60 = 180$ und $90 \text{ DM} = 270 \text{ DM}$ für 2700 RM übrigblieb. Der Verlust betrug in diesem Falle wieder 2430 RM. Mit diesem Tage gab es schlagartig wieder alles zu kaufen. Die Zwangswirtschaft war zu Ende und mit ihr auch die Kaufkraft der Bevölkerung.

4. Die ersten Einberufungen.

Noch hatten wir keine Wehrmacht, als schon die Erfassung des Jahrgangs 1914 in die Wege geleitet wurde. Es fanden vertraute Sitzungen der Bürgermeister von Gellenau, Tanz, Groß-Georgsdorf und Järker beim Amtsvorsteher in Gellenau statt. Hier wurde die Ausfeilung der Wehrmachtsblätter mit allem drum und dran, so wie die bis dahin ergangenen Versuche durchgesprochen. Erst als die Wehrmacht wieder eingeführt war, konnte auch öffentlich ein Wort darüber gesprochen werden. Am Tage der Wiedereinführung der Wehrmacht, wurden die Kriegsverdienstkreuze im Amtsbezirk in Gellenau bei Gast-

wirt Stolina an die Berechtigten ausgegeben. Eine große Anzahl ehemaliger Soldaten des Weltkrieges waren anwesend und es schien ein gemütlicher Abend zu werden, bei welchem alte Erinnerungen aus der Soldatenzeit ausgetauscht wurden. Kaum jemand dachte wohl dabei daran, daß eine neue Soldatenzeit so nahe vor der Tür stand. Ich hatte durch den Amtsvorsteher schon erfahren, was an diesem Tag im Rundfunk noch bekanntgegeben werden sollte. Unterdessen war es 20 Uhr geworden. Das Radiogerät wurde eingeschaltet. Es kam eine Sondersendung durch, es war die Einführung der deutschen Wehrmacht. So etwas gab natürlich reichen Gesprächsstoff über das Für und Wider dieses neuen so einschneidenden Gesetzes. Zu dieser Stunde hat wohl kaum einer daran gedacht, daß in so kurzer Zeit ein neuer Weltkrieg über die Länder Europas dahinbrausen würde und Deutschland durch feindliche Bomber zerstört, von der Demontage zerschlagen, durch Zonengrenzen zerschnitten und durch viele Jahre am Aufbau seiner Wirtschaft behindert und kontrolliert zu werden. Die ersten Einberufungen zu diesem großen Ringen erfolgten schon Ende August 1939. Noch war keine Mobilmachung und kein Krieg, als mir eines nachts ein Kurier vom Landratsamt die ersten Einberufungen überbrachte. Noch des nachts mußte den Betroffenen die Einberufung zugestellt werden, was ich auf Anweisung selbst durchzuführen hatte. In Frage kamen der Oberkellner Huber Tautz, der Arbeiter Alois Aulich und drei Tage später der Bauer Ernst Welzel I. Ersterer fuhr am selben Morgen noch weg. Der zweite war auswärts beschäftigt, somit nicht sofort erreichbar und letzterer sollte beim Ankauf von Pferden für die Wehrmacht eingesetzt werden. Die beiden Ersteren sind schon in der ersten Zeit des Krieges gefallen. So kam einer nach dem anderen der verfügbaren jungen Männer zu den Waffen, später griffen auch die Einberufungen auf ältere Jahrgänge über. Als Ältester erhielt ich mit 52 Jahren die Einberufung zur Organisation Todt³ nach Breslau.

³ Die Organisation Todt war eine nach militärischem Vorbild organisierte Bautruppe

II. Teil.

Der Sturm bricht los

5. Es ist Krieg

Als am 1. September 1939 der Krieg gegen Polen begann, wußte nun jedermann, aus welchem Grunde Lebensmittel und Gebrauchsgüter rationiert worden waren. Die seit dem 16. März 1935 ausgebildete Wehrmacht zog zum ersten male ins Feld. Am 9. April 1940 wurde Dänemark und Norwegen besetzt und am 10. Mai des selben Jahres wurde die Grenze gegen Frankreich und Belgien überschritten. Im folgenden Jahr am 22. Juni, zogen die deutschen Soldaten gegen Rußland ins Feld. Dort kämpften sie gegen Russen und gegen die schreckliche Kälte der langen Wintermonate, bis es zum Zusammenbruch in Stalingrad kam. Auch hier haben Hunger und Kälte das ihrige getan um den deutschen Soldaten im Kessel von Stalingrad mürbe zu machen. Unglaubliche Massen an Waffenlieferungen aus Amerika waren zur Anwendung gekommen. Von hier setzte nun der deutsche Rückzug ein.

6. Die Evakuierung.

Aus größeren Städten, welche durch Flieger bedroht, oder angegriffen worden waren, wurden vorwiegend alleinstehende Frauen mit Kindern, in nicht gefährdete Orte evakuiert. So bekam auch unser Dörfchen einige Frauen im Juli 1944 zugeteilt.

Frau Hildegard Riefkohl mit Mutter und Tochter, welche aus Berlin waren, kamen zu Ernst Welzel II, Frau Michaelis mit Kind und Frau Franke aus Breslau, wurden bei Ernst Feist und Frau Gertrud Momber mit Kind Gerd-Rainer ebenfalls aus Breslau bei Ernst Welzel I untergebracht, Bei Ernst Müller wurden später dann Frau Elisabeth Schneefuß und Sohn Joachim, sowie ihre Eltern im Auszugshause untergebracht.

Es war recht schwer, Wohnraum für die Ankommenden zu beschaffen, da die Bauernhäuser nicht für Mietzwecke eingerichtet waren. Einige Möbelstücke und Federbetten hatten sie mitgebracht. Kochgelegenheit gab es bei den neuen Mietsherren, auch Holz stand ihnen von denselben zur Verfügung. Eine bescheidene Zuteilung an Kohlen gab es auch vom Wirtschaftsamt. Auch die finanzielle Lage der Evakuierten war in Ordnung, da die Männer bei der Wehrmacht, oder sonst angestellt waren. Bei uns waren sie sicher vor feindlichen Fliegern.

7. Meine Einberufung.

Als am 1. September 1939 der Krieg gegen Polen begann, hat man es nicht für möglich gehalten, daß er bis 1945 dauern könnte, denn es ging ja alles blitzartig. Doch als am 22. Juni 1941 der Einmarsch nach Rußland begann, war vorauszusehen, daß die Zeit der Blitzkriege zu Ende war. Obwohl es zu Anfang des Krieges von Sieg zu Sieg ging, ließ das Tempo bei Einbruch des Winters erheblich nach. Schwerste Kämpfe kostete es bis Stalin-grad erreicht war, wo der Russe mit amerikanischen Mitteln die IV. Armee einkesselte und fast vernichtete.

Auch hier war der schwere Winter dem Russen ein guter Gehilfe. Durch die großen Verluste an Menschenmaterial, wie man damals zu sagen pflegte, kam dann alles verfügbare Menschenmaterial zum Einsatz. Auch die bis dahin aus wirtschaftlichen Gründen U.K. gestellten bekamen meist die Einberufung. Am 7. Dezember 1944 erhielt auch ich die Einberufung zur Organisation Todt trotz meines Alters von 52 ½ Jahren. Am 8. Dezember fuhr ich daher zum Arbeitsamt, Zweigstelle Reinerz, um meine Zurückstellung zu erwirken. Hier erhielt ich den Bescheid, daß ich vorläufig zurückgestellt werde. Die neue Einberufung ließ jedoch nicht lange auf sich warten. Am 10. Dezember, es war ein Sonntag, erhielt ich erneut die Einberufung durch den Polizeibeamten. Es war zwischen 3 und 4 Uhr nachmittags. Ich war allein im Hause bei meinen sonntäglichen Schreiarbeiten. Um 6 Uhr fuhr der Zug den ich benutzen mußte, um noch in Breslau anzukommen. Nun ging es ans Packen. Die Schreiberei mußte auf unbestimmte Zeit eingestellt werden. Unterdessen war meine Frau aus der Kirche nach Hause gekommen. Unterwegs hatte sie der Polizeibeamte von allem unterrichtet. Werkzeug sollte auch etwas mitgebracht werden. So hatte ich denn auch Hammer, Zange, Stecheisen, Hobel und Säge eingepackt. So fuhr ich nun um 6 Uhr abends vom Bahnhof Lewin ab. Gegen 11 Uhr landete ich in Breslau. Alles verdunkelt und finster. Mein Ziel war eine Schule in der Sadowa Straße. Trotz aller Dunkelheit bin ich gut hingekommen und fand die bereits eingetroffenen O-T.-Männer auf ihrem Nachtlager liegend vor. Am folgenden Tage war die Einkleidung in Henningsdorf, welches 7 Stationen an der Posener Strecke liegt. Es folgte dann eine 3 tägige Ausbildung und die Aufstellung der Kompanie benannt nach ihrem Kompanieführer Kasse, welcher Bauunternehmer in Breslau war. Rund $\frac{2}{3}$ der Einheit waren Ostarbeiter und der Rest Deutsche. Von Ersteren bekam ich auch eine Gruppe. Die Zivilsachen wurden nach Hause geschickt und es konnte nun losgehen, wir wußten jedoch nicht, wo unser neues Betätigungsfeld liegen sollte. Nun war es soweit. Des einen abends ging es dann feldmarschmäßig zum Bahnhof, es war der Freiburger. Ein Güterzug stand hier für uns bereit. In den Waggons war etwas Stroh und in der Mitte ein kleiner Heizofen. Es war kalt. Gleich wurde etwas Brennmaterial organisiert, um die Öfen in Gang zu bringen. Der Platz war äußerst knapp, so daß nur die Hälfte der Passagiere legen konnte. Die Fahrtrichtung war Westen. Die Fahrt ging über

Liegnitz, Görlitz, Dresden, Chemnitz, Plauen, Hof, Bamberg, Würzburg, Darmstadt, dann über Rhein und Mosel nach Hillesheim in der Eifel. Am elften Tage unserer Reise waren wir angelangt. Da Quartiere knapp waren, mußten wir die Weihnachtsfeiertage noch im Zuge verbleiben. Wegen Fliegergefahr wurde die meiste Zeit im nahegelegenen Walde verbracht. Dem Feind war unser Versteck nicht verborgen geblieben, so daß eines Tages Tiefflieger uns Besuchten. Vom Schrecken kaum erholt, kamen 2 Bomber und warfen mehrere Bomben ab, vor unseren Zug und dahinter, so daß der Zug festsaß. Im Ort selber waren mehrere Häuser in Trümmer gegangen. Den Heiligen Abend 1944 werde ich nie vergessen, es war der ärmste und verlassenste meines ganzen Lebens. Mit einem Kameraden war ich des Nachts im Wald zusammen. Es war kalt und wir suchten für den Rest dieser Nacht ein Unterkommen. Abseits gelegen stand ein Bauernhof, wo Artillerie einquartiert war. Ein Wachposten rief uns an und frug nach unserem Begehre. Nach Darlegung unseres Standpunktes schickte er uns auf den Heuboden, wo eine Leiter von außen hinführte. Es war ein Heuboden ohne Heu. Wir legten uns hin, konnten aber keinen Schlaf finden, da wir schon zu sehr durchgefroren waren. Nach einer Weile wurden im Hof Stimmen laut, es mochten abgelöste Posten sein. Dann drangen Weihnachtslieder, aus den unter uns liegenden Räumen, zu und herauf. Es war Weihnachten und überall wurde ein wenig gefeiert, nur nicht bei unserer Einheit, alle von unseren Leuten waren zerstreut, ohne Quartier, ohne Brot und Rauchwaren. Als der Morgen graute trafen wir uns alle wieder in unserem Güterwagen auf dem Bahnhof. Eines Tages waren wir früh angetreten, um Lebensmittel in dem benachbarten Lissendorf zu empfangen. Hier konnten wir die erste V-Waffe sehen, welche in einem der benachbarten Orte abgeschossen war und als feuriges Geschöß in Richtung England davonsauste. Das Gesurre der Flugzeuge nahm kein Ende mehr, alle flogen nach Deutschland, um dort ihre Bombenlasten abzuladen. Es war wohl jedem klar, daß bei diesen Fliegereinsätzen Deutschland in kurzer Zeit ein Trümmerhaufen sein mußte. Des einen Tages als wir uns wieder im Wald aufhielten, sahen wir wie unser Güterwagen, in welchem unsere Verpflegung aufbewahrt war, in Flammen aufging, so daß die wenigen Vorräte auch noch vernichtet wurden. Die Ursache des Brandes blieb unaufgeklärt. Es war am 26. Dezember, als gegen Abend der Abmarsch von hier sein sollte. Es war noch Tag als wir in Marschkolonne dahinzogen. Als wir eine Stunde Marsch hinter uns hatten, kam ein Kradfahrer und überbrachte eine Meldung. Der Marsch ging wieder ein Stück zurück, bis zu einem Eisenbahnzug, welcher in einem tiefen Einschnitt stand. Hier gab es zum ersten mal Arbeit. Ein langer Güterzug mit Benzinkanistern beladen, stand hier und sollte entladen werden. Dafür sollten wir einen Teller warme Suppe bekommen. Vom Waggon wurden die Kanister die Böschung hoch gereicht, wo oben der Wald Deckung gegen Flieger bot. Es war keine leichte Arbeit für die knurrenden Magen. So waren die Stunden dahingegangen in der Hoffnung auf die versprochene Suppe. Doch es gab keine. Enttäuscht wurde der Marsch fortgesetzt. Die alten Knochen woll-

ten nicht mehr so recht und es wurde jede Stunde eine kurze Pause eingelegt. Gegen Morgen kamen wir in der Kreisstadt Daun an, wo Rast gemacht werden sollte. Nirgends war ein freier Raum, so daß wir gezwungen waren auf dem Bahnhof Halt zu machen. Nur für wenige stand ein kleiner geschlossener Raum zur Verfügung, alle anderen saßen oder standen in den Ruinen des Bahnhofgebäudes. Ganze Arbeit hatten hier feindselige Bomber geleistet. Ein Ausbläser einer großen Bombe lag noch auf den Gleisen. Es war sehr kalt, der Magen knurrte schon sehr, denn es gab wieder kein Trinken noch Essen. Um 8 Uhr ging der Marsch weiter nach Ulmen. Unterwegs stand bei einem Gehöft ein Marketenderwagen und es wurden Zwiebäcke und Knäcke Brot verteilt. Der Andrang war groß. Ein jeder bekam etwas davon, so daß der Hunger etwas gestillt werden konnte. Die feindliche Fliegertätigkeit war sehr rege, wir konnten froh sein als wir Ulmen erreicht hatten, es war gegen 2 Uhr nachmittags als wir dort eintrafen. Hier gab es Quartier in einer Schule.- Am folgenden Tage ging der Marsch entlang der im Bau befindlichen Autobahnstraße nach einem kleineren Ort. Als wir dort eintrafen, gingen die Ostarbeiter gleich in die bewohnten Häuser, um sich ein Stück Brot oder gar Kartoffeln zu erbetteln. Uns Deutschen war es verboten an diesen Streifzügen teilzunehmen. Ein Ostarbeiter gab mir von seinem Streifzug ein Stückchen Kuchen ab. Er war ein netter und arbeitswilliger Kerl, dem Benehmen nach einer aus besserem Stande. Auch hier hatten wir Quartier in einem Tanzsaal gefunden. Unsere erste Arbeit war Brennholz zu machen, damit die Küche ihren Aufgaben nachkommen konnte. Ein Kochkessel wurde uns auch zur Verfügung gestellt. Eine Nacht habe ich in diesem letzten Quartier geschlafen. Am folgenden Tage konnten sich diejenigen melden, welche sich nicht gesund fühlten. Es waren zwanzig Mann, welche sich meldeten. Nachmittag gingen wir dann zu einer nochmaligen Untersuchung nach Ulmen. Einer von diesen wurde gesund befunden, während 19 Mann unter diesen auch ich, nach Prag zur O.T. Leitstelle zwecks nochmaliger Untersuchung fahren sollten. Auf dem Rückwege ins Quartier gingen wir auf der Straße in Ulmen, kamen zwei feindselige Bomber überflogen Ulmen, machten eine Schleife was bedenklich schien. Ich erwischte noch einen Keller und schon fielen die Bomben. Der Keller wurde von den Einschlägen erschüttert und die Angst stand den Leuten, fast alles Zivilisten, auf den Gesichtern. Ein paar Häuser waren wieder in Schutt und Asche gesunken- Unsere sieben Sachen wurden dann im Quartier zusammengepackt und wieder ging es nach Ulmen, wo um 10 Uhr abends der Zug abfahren sollte. Der Andrang war groß - Die Fahrt ging nur bis Mayen. Die weitere Bahnverbindung war unterbrochen. So ging es nun zu Fuß weiter nach Koblenz in den Bunker am Bahnhof. An der Verteilungsstelle gab es Verpflegung

Es war Silvesterabend. Wieder heulten die Sirenen. Der Bunker war voll Menschen. Er bestand aus lauter kleinen Zellen und schien mir wie ein Irrgarten. Die wenigsten dachten wohl daran, daß heute das Jahr 1944 zu Ende ging und das Jahr noch viel tragischer sein

würde. Bis um ½ 2 Uhr nachts hielten wir uns auf, dann wurde wieder getipelt, stromaufwärts. In der Ferne sahen wir ein kleines Licht. Wir gingen, bis wir am Bahnhof von Stolzenfels anlangten. Von hieraus sollte wieder der Zug uns aufnehmen. Um ½ 5 Uhr am Neujahrsmorgen fuhr nun der Zug von dem idyllischen Städtchen ab. Es war bitter kalt, nichts warmes im Magen, keine Fensterscheibe im Abteil. Zu Bingen hatten die Flieger den Bahnhof und die anliegenden Weinberge umgepflügt. Ganz langsam fuhr der Zug über die dürrtig gelegten Gleise dahin. Gegen Abend waren wir in Frankfurt, auch hier Fliegeralarm, alles in die Bunker. Nach der Entwarnung ging die Fahrt weiter. Hier hätten wir können umsteigen, um schneller nach Prag zu kommen, doch wir wollten erstmal nach Hause fahren. So ging dann der Weg über Dresden nach Breslau. Da wir auf Sammelfahrschein fuhren und hier auseinandergingen, ging die Fahrt mit Fahrkarte von hier in die Heimatorte. Drei Mann fuhren wir in die Grafschaft. Kamerad Winter nach Reinerz und Kam. Waidlich nach Steingrund Kr. Habelschwerdt. In Glatz mußte eine zweite Karte gelöst werden, da in Breslau nur Fahrkarten bis 100 km ausgegeben wurden. Ich löste drei Fahrkarten, die Zeit war knapp und der Zug war bereits in Bewegung als ich vom Schalter zurückkam. Ausgehungert und durchgefroren kam ich des nachts zu Hause an. Ganz unerwartet war ich eingetroffen, niemand wußte wo ich her kam, denn Post war in der kurzen Zeit aus der Eifel noch nicht angekommen.

An Silvester war ein Schwein zu Hause geschlachtet worden und Kuchen gab es auch noch und ich hatte mich gleich etwas erholt. Ich erzählte meine Fahrten und Erlebnisse meiner Abwesenheit und daß ich Montag früh wieder in Breslau sein mußte, wo wir uns am Hauptbahnhof wieder treffen wollten, um mit dem Sammelfahrschein nach Prag zur nochmaligen Untersuchung zu fahren. Mittwochabend war ich angekommen und Montag früh sollte es wieder losgehen. Meine Anwesenheit hatte etwas Aufsehen im Dorf erregt. Schnell ging die Zeit dahin und Montags waren in Breslau wieder alle zur Stelle. Die Reise ging nun wieder weiter über Dresden nach Prag zur O.T. Leitstelle. Flüchtig nur konnten wir uns die Sehenswürdigkeiten ansehen. Wir gingen auch die Moldaubrücke entlang. An der Stelle wo der hl. Johannes in die Moldau gestürzt wurde war eine Plakette am Brückengeländer angebracht, am Heidrichufer, einer historischen Stätte der Neuzeit, sind wir entlang gegangen. Erst am zweiten Tag war die Untersuchung. Die Nacht hatten wir in einer Stätte der O.T. Leitstelle verbracht. Das Resultat der Untersuchung war: „Untauglich für die Westfront“. Es bestand daher die Möglichkeit, daß wir noch irgendwo in Deutschland eingesetzt werden konnten. Noch am selben Abend ging nun die Fahrt weiter, wieder zurück nach Breslau zur dortigen O.T. Leitstelle. Diesmal schlugen wir einen anderen Weg ein. Er führte über Mittelwalde und Glatz. Gegen Abend waren wir wieder dort angelangt. Hier hieß es, sofort nach Hause fahren und die Zivilsachen holen. Nun war es sicher, daß die Entlassung bevorstand. Am folgenden Tage es war Sonnabend, sollten alle wieder in

Breslau sein. Ich fuhr jedoch erst Sonntag früh dorthin, wo ich noch einen Kameraden aus Brieg traf ein gewisser Kuorn, er war auch Tischler und hatte ein gutes Mundwerk. Wir fuhren dann zum Bekleidungsamt nach Henningsdorf welcher sieben Stationen an der Posener Strecke lag. Als wir nach Breslau zurückkamen, erhielten wir dort noch Kaltverpflegung und Rauchwaren. Ich übernachtete noch einmal im O.T. Heim und Montag früh es war der 15. Januar 1945 trat ich die Heimreise an. In Breslau hatte es mir nicht mehr gefallen. Die früher so belebten Straßen waren jetzt so einsam und nirgends etwas Stimmung. Es war die Ruhe vor dem Sturm, welcher Breslau noch erleben sollte und auch bitter erlebt hat, denn erst am 7. Mai kapitulierte die Stadt. Auf dem Rückwege stieg ich in Reinerz aus und habe mich beim Arbeitsamt zurückgemeldet. Während die Beamten fünf Wochen vorher noch einen großen Rand hatten, waren sie heute recht kleinlaut und ich konnte merken, daß sie vom Landrat etwas angehaucht worden waren, wegen meiner Einberufung. Nun war ich wieder zu Hause angelangt und der Betrieb ging seinen alten Gang weiter. Das ganze Erlebnis der letzten fünf Wochen hätte mir können erspart bleiben, wenn ich eine UK-stellung vom Landrat, welche ich schon im Juli 1939 erhalten hatte nicht vergessen hätte, worin ich von jeder Einberufung freigestellt war. Jetzt war ja nun alles vorbei und ich hatte vieles gesehen und erlebt. Jedenfalls hatte ich eine lange Bahnfahrt hinter mir. Es war die Fahrt von Lewin nach Breslau, nach Henningsdorf, nach Breslau, von Breslau nach Hillesheim in die Eifel. Von Ulmen bis Mayen, von Stolzenfels über Dresden Breslau, Glatz, Lewin. Von Lewin nach Breslau, von da über Dresden nach Prag, von da über Mittelwalde Glatz bis Breslau, von da nach Lewin dann nach Breslau und Henningsdorf dann zurück nach Breslau. Von Breslau nach Reinerz und Lewin. Dieser Abschnitt war zu Ende, doch bald folgte ein neuer.

8. Die Flüchtlinge.

Als ich am 15. Januar 1945 von Breslau nach Hause fuhr, hat man noch nicht daran gedacht, daß 14 Tage später die ersten Flüchtlinge von dort zu uns kommen würden. Es war am 1. Februar. Ein Transport Flüchtlinge waren angemeldet, welche um 7¹⁰ Uhr am Bahnhof eintreffen sollten. Es war schlechtes Wetter, mit Regen und Schnee. Ich bestellte die Bauern mit ihren Pferdeschlitten die Leute abzuholen, denn es waren auch kleine Kinder dabei, zudem war es noch sehr finster. Die Ankommenden hatten nicht viel Gepäck mit, da die Flucht ganz unvorbereitet gekommen war. Wir brachten sie zuerst in den Saal von Leo Tautz. Von wo aus sie dann auf die einzelnen Häuser und Wirtschaften verteilt wurden. In jedes kleine Haus kamen welche, denn es waren ihrer eine große Anzahl. Die letzten wurden noch am folgenden Tage verteilt. Zu mir kam eine Frau Heinze mit 3 Kindern und eine ältere Frau Löchel, sie waren aus Breslau-Güntherbrücke. Es gab viel Lauferei und Schreibung. Die Unterbringung war zum Teil nur notdürftig. Alle dachten daß die Unterbringung nur für kurze Zeit sein würde. Es war ihnen auch in der kurzen Zeit nicht

möglich gewesen an alles zu denken, denn viele hatten auf der Straße gehört, daß sie schnell raus müssen. Gewiß, auch ihre Heimkehr kam, aber sehr vieles mußten sie echt noch durchmachen. Frau Löchel hatte trotz der schweren Tage ihren Humor noch nicht verloren und erzählte gern die Geschichten von Antek und Franzek, was allen viel Freude machte, besonders auch unserem Jochen. Frau Heinze wurde dann im Zollbeamtenhaus untergebracht, da mir zu wenig Räumlichkeiten zur Verfügung stand. So vergingen einige Wochen bis dann im März, es war der 10. der Befehl zum Weitertransport nach der Tschechei kam. Ein Personenzug war auf dem Bahnhof Lewin bereitgestellt worden, welcher die Flüchtlinge nach ihrem neuen Aufenthaltsort bringen sollte. Am späten Nachmittag dampfte nun der Zug ab, über Glatz, denn von hier war keine Bahnverbindung mit der Tschechei. Nach langer Fahrt waren sie in Budweis angekommen. Dort waren sie bis Ende Mai. Um diese Zeit wurden sie wieder nach Breslau in ihre Heimat abgeschoben. Die Frauen Löchel und Heinze mit ihren 3 Kindern kamen auf ihrem Heimwege noch einmal zu uns. Sie erzählten uns ihre Erlebnisse von drüben. Sie waren ausgehungert und das Wenige was sie aus Breslau mitgebracht hatten, war ihnen noch weggenommen worden. Der alten Frau Löchel hatte man dort sogar die Schlüpfer vom Leibe gezogen. Einige Tage blieben sie noch bei uns. Während dieser Zeit hatten sie sich etwas erholt und als sie dann wieder nach Breslau fahren haben wir ihnen noch etwas an Bekleidungsstücken mitgegeben. Im folgenden Jahre wurden auch sie, wie fast alle anderen ausgesiedelt und kamen in die Sowjetzone. Der Grund der Umquartierung von Järker nach der Tschechei war folgender. Ein großer Treck der Güterverwaltung „Nehersche Erben“ aus Hubertushof vor Breslau war angemeldet worden. Dieser Treck wollte seine Leute beieinander behalten. Es fehlte jedoch an Unterbringungsmöglichkeit. Um diese zu beschaffen, mußten die Flüchtlinge aus Breslau Platz machen und ihre Quartiere räumen. Mitte März kam der Treck an mit Pferdegespannen und Zugmaschinen. Die Güterverwaltung erstreckte sich auf die Ortschaften Hubertushof, Konradserbe, Trostdorf und Sagan. Ich selbst war in diesen Tagen beim Volkssturm zur Ausbildung, so hatte mein Stellvertreter Friemel die Ehre und das Vergnügen, die Leute und die Gespanne, welche auf unsere Gemeinde entfielen, unterzubringen, was ja oft nicht leicht war. In ihren schweren Wagen hatten sie Betten, Wäsche und reichlich Lebensmittel bestehend aus Fleisch Mehl Kartoffelflocken, Erbsen, Zucker usw. mitgebracht und für die Pferde Hafer, Heu und Stroh. Bei mir hatten Frau Elisabeth Tesche und Tochter, sowie Josef Tesche Gutsstellmacher, welcher dann zum Volkssturm kam und der wegen Krankheit vom Volkssturm entlassene Josef Hotsch, dessen Frau in Hubertushof zurückgeblieben war und für die Russen gekocht hat, Unterkunft gefunden. Der Tanzsaal von Leo Tautz war voll belegt und gab einer großen Anzahl von Flüchtlingen Unterkommen. Um diesen Leuten Kochgelegenheit zu geben, wurde von dem Maurer Michalen Knappe ein großer Kochherd im Saale aufgebaut. Trotz des engen Zusammenlebens fühlten sich die Leute ganz wohl, da sie von zu Hause einander kannten und zum

Teil auch verwandt waren. Brennholz bekamen die Leute aus dem Viebich, was der Gemeindewald war zur Selbstversorgung zugeteilt. Sieben Wochen waren vergangen, als der Russe am 10. Mai 1945 seinen Einzug bei uns hielt. Die ruhige Zeit mit einer ruhelosen, bedingt durch das anzügliche und gleichzeitig abstoßende Benehmen, speziell den Frauen und Mädchen gegenüber war gewichen. Oft genug konnte ich den Lärm und das Schreien aus dem Saal hören wann russische Soldaten auf ihren Raubzügen waren, um sich an deutschen Frauen und Mädchen zu vergewaltigen. Ich selbst habe daraufhin den Frauen geraten, sich alte Kleider anzuziehen, um so den Soldaten nicht so begehrenswert zu erscheinen. In dieser Hinsicht haben die Flüchtlinge, wie auch die Ansässigen manche schlaflose Nacht durchgemacht. Auch Frau Tesche und ihre Tochter Hannchen, welche 14 Jahre alt war, können hiervon erzählen. Die wehrfähigen Männer des Trecks waren noch zum Volkssturm geholt worden. Ob und wer von diesen wieder zurückgekommen ist, weiß ich nicht. Einige male waren die Zugmaschinen nach „vorn“ gefahren, um Futter für die Pferde zu holen. Der Schmied von der Güterverwaltung hatte während dieser Zeit Bremsen an die Wagen gemacht, denn bei ihrer Flucht hatten sie feststellen müssen, daß es ohne Bremsen in den Bergen nicht zu fahren ging. Alles hatte sich auf die Heimreise etwas vorbereitet, als es dann eines Tages hieß „es wird getreckt“. Dieser Tag war nun herangekommen. Es war der 24. Mai 1945 als sich der Treck wieder in Bewegung setzte. Frau Tesche sagte uns bei ihrem Weggang: „Wollen hoffen, daß es Euch nicht auch einmal so gehen möge als uns“. Leider kam es ein Jahr später auch über uns und weit schlimmer, als es denen aus Hubertushof damals gegangen war und auch sie ereilte dasselbe Schicksal, wovon damals noch niemand gedacht hatte. Einige Frauen kamen später noch einmal zurück nach Järker und hatten von ihrer Heimreise und ihren Erlebnissen erzählt, Ein Landwirt war auch mit seinen 4 Kühen bei dem Treck welcher mit seinem Vieh die Heimreise mit machte.

9. Der Volkssturm.

Als der Krieg seinem Ende entgegen ging und die deutsche Front unter der Wucht der feindlichen Schläge zu zerbrechen drohte, wurde der Volkssturm ins Leben gerufen. Alle bis dahin zurückgestellten Männer, gleichgültig ob k.v.⁴ oder g.v.⁵ erhielten ihre Order zur Ausbildung im Felddienst mit Gewehr und Panzerfaust. So wurde auch ich mit einer Anzahl anderer Kameraden aus unserem Dorf und der umliegenden Ortschaften, für die Zeit vom 12. - 19. März 1945 zu einem Ausbildungskursus einberufen. Montag früh mußten wir uns beim Bataillon in Kudowa, Hotel Graf Molke, melden. Nach der ärztlichen Untersuchung erfolgte die Einteilung in Gruppen und Züge. Darauf ging der Marsch nach der Barackenstadt, welche am unteren Ende von Sackisch, an der Straße nach Nachod, für aus-

⁴ kriegsverwendungsfähig

⁵ garnisonverwendungsfähig

ländische Arbeiter aufgebaut worden war. Die Ausländer arbeiteten in der zum Teil für Rüstungszwecke umgestellten Textilfabrik der Firma Dierig. Nach der Einweisung in die Quartiere, kam die Einkleidung. Es waren Uniformen aller Waffengattungen und jeden Ranges. Ich trug z.B. die Uniform bzw. den Waffenrock eines Leutnants, mit hohem Kragen und auf Taille gearbeitet. Es war ein recht bunter Haufen, unsere Kompagnie. An Dienst hat es nicht gefehlt, denn in einer Woche sollte alles eingepaukt sein. Unterricht, Felddienst und Panzerbekämpfung lösten einander ab. Schußwaffen waren reichlich vorhanden, alles Beutegut aus aller Herren Länder. Bei Ausgabe von Munition kam es auch vor, daß dann die Munition zu dem Gewehr gar nicht gehörte. Es gab auch Urlaub nach Hause, ich habe jedoch keinen Gebrauch davon gemacht. Bei einer Marschübung marschierten wir in „Reihe rechts“ auf der rechten Straßenseite nach Schnellau. Es kam der Befehl „Tiefflieger von rechts“. Alles nahm Deckung im rechten Straßengraben, während ich allein über die Straße lief und auf der linken Seite Deckung nahm. Nach dem Wiederantreten rügte der Kampagnieführer die ganze Kompagnie, daß es falsch wäre, in dem, dem Feinde zugekehrten Straßengraben Deckung zu nehmen. Nur einer hätte es richtig gemacht. Etwas Erfahrung hatte ich in dieser Beziehung in der Eifel gesammelt, wo Tiefflieger auf einzelne Personen ihr Feuer mitunter eröffneten. Die letzte Nacht war es dann als Alarm gegeben wurde. Wegen angeblicher Panzergefahr sollte die Panzersperre in Schnellau geschlossen werden. Als dieses getan war, wurde Stellung bezogen um die ankommenden Panzer abzuschießen. Der Bataillonsstab ging von Posten zu Posten um die Zweckmäßigkeit der Verteilung der Abwehr zu kontrollieren. Als ein Offizier auch zu mir kam, sagte er „Kamerad steh auf, denn es ist zu kalt zum liegen“. Gewiß es war kalt auf dem gefrorenen Boden. Als nun die Übung vorbei war, mußte die Sperre wieder geöffnet werden. Darauf folgte der Rückmarsch in die Quartiere, diesmal ohne Gesang, um die Schläfer in den Häusern nicht zu erschrecken. Bei Tagesmärschen mußte immer gesungen werden. Speziell wenn es zum Essen in die Fabrikkantine ging. Unter anderem wurden auch Razzien durchgeführt auf dem Bahnhof und in den großen Flüchtlingsunterkünften, vorwiegend in den Sälen, welche vollbelegt waren. Alle noch Erfassten auf diese Weise wurde dem Volkssturm zugeführt. Als ich dann später in ärztlicher Behandlung wegen eines Leidens in der Schulter bei Frau Schirlo in Grenzeck einmal war, erfaßte mich eine Streife des Volkssturm und ich bekam erneut die Einberufung, da mir über die bereits gemachte Ausbildung kein Glauben geschenkt wurde. Auf dem Nachhausewege meldete ich mich deshalb beim Bataillon in Kudowa. SA Sturmführer Schilder versah dort einen Dienst als Schreiber. Spöttisch sagte er zu mir: „Unsere Streifen arbeiten gut!“ dann machte er auf dem Einberufungsschein einen Vermerk, daß ich eine Ausbildung gemacht habe und dispensiert bin. Diesen Schein habe ich öfters noch gebraucht, besonders, wenn man mit der Bahn fuhr, denn es wurde zu dieser Zeit jeder angehalten, der noch laufen konnte. Als sich der Russe unser Kreisstadt näherte wurden noch einige Männer aus unserem Dorf

zu dessen Abwehr nach Glatz beordnet. Sie waren wohl zwei bis drei Tage dort eingesetzt und kamen noch vor Einzug des Feindes wieder nach Hause. Wahrscheinlich war den vorgesetzten Dienststellen zum Bewußtsein gekommen, daß ein weiterer Widerstand zwecklos sei und mit der Kapitulation gerechnet werden mußte.

III. Teil.

Die Besetzung

10. Der Anfang vom Ende.

Wochenlang schon rollte der Donner der Kanonen bis zu uns herauf in die entlegenen Gebirgsdörfer der Grafschaft Glatz. Wird er zu uns auch noch kommen, der Russe? Man konnte und wollte es nicht glauben. Sollte das geräumte Gut aus Schlesien, welches bis hier an die tschechische Grenze gebracht worden war, um es dem Zugriff des Feindes zu entziehen, auch hier noch verloren gehen? Lebensmittel und Textilien waren es vorwiegend, dann auch Vieh und Getreide, besonders Weizen. Jeder landwirtschaftliche Betriebsinhaber, ob groß oder klein, mußte bei der Aufbewahrung der landwirtschaftlichen Produkte mithelfen, damit sie nicht verkommen sollten. Für unsere Gemeinde Järker, kam die Aufnahme von Kühen und Weizen in Betracht. Es war am Karfreitag, als das Vieh, es waren Kühe, welche aus der Niederung bis nach hier getrieben worden waren, auch bei uns zur Verteilung kamen. In einer Koppel des damaligen Ortsbauernführers August Tautz, waren sie untergebracht und wurden von hier an alle landwirtschaftlichen Besitzer je nach Größe des Betriebes verteilt. Die kleinen Betriebe mußten 1 Stück Vieh aufnehmen, die mittleren 2 Stück und die großen bis 3 Stück. Mit der Aufnahme des Viehs war auch die Maul- und Klauenseuche eingeschleppt worden. Tierärztliche Betreuung war nicht mehr da, so daß die Tiere ihrem Schicksal überlassen bleiben mußten. Verendungen sind im Dorf nicht vorgekommen, doch ist anderwärts viel eingegangen, sei es an der Seuche, oder an den Strapazen der langen Wanderung. Aus Platzmangel konnten die gesunden Tiere auf den Markt gebracht werden. Ich habe es auch getan aus Platz- und Futtermangel. Ähnlich so wurde die Unterbringung des Weizens vorgenommen - Jeder Besitzer mußte ein Quantum zur Lagerung übernehmen. Ich hatte 20 Centner auf dem Getreideboden gelagert, alles kam in Säcken an, so daß die Handhabung eine gute war. In den Kellern des Zollbeamtenhauses waren auch große Mengen aufgestapelt worden. Nach dem Einzug der Russen, als das Brot knapp geworden war, da dieselben auch die Getreideböden, bis auf den Weizen, welchen sie stehen ließen, geplündert hatten, wurde dann auch Weizen geschrotet und der Schrot zu Brot verbacken und auch an die Schweine verfüttert, denn auch für sie war in vielen Ställen kein Futter mehr vorhanden. Es war eine bange Zeit und etwas Ungewisses, Unheimliches lag in der Luft. An Parolen fehlte es nicht, denn jeder hatte eine andere Ansicht, aber niemand ahnte etwas von der kommenden Wirklichkeit.

Am 3. Mai nahm ich an einer Versammlung teil, welche für die Bürgermeister und Ortsbauernführer des Kreises im „Glatzer Hof“ in Glatz abgehalten wurde. Schon am 15. April hatte eine solche Versammlung stattgefunden, bei der noch etwas mehr Optimismus vorgefunden war, als bei der letzten. Nicht zuletzt wurde auch des Führers gedacht, welcher am 30. April gestorben war, wie man damals noch sagte „den Heldentot“. Der Kampf sollte deswegen weitergeführt werden, denn eine Kapitulation sollte es nicht geben. Der Kreisleiter, es war diesmal nicht mehr der Kreisleiter Kittler, welcher lange in Glatz war, sondern es war ein anderer, ergriff auch das Wort. Mit einem Optimismus und einer Siegesgewißheit sprach er zu den Anwesenden, daß seine Ausführungen der Lage entsprechend nicht zu begreifen waren. Unter anderem verbot er strengstens, bei Annäherung des Feindes, die weiße Flagge zu hissen, denn so etwas sollte mit Erschießen bestraft werden. Jeder sollte bis zum letzten Tropfen Blut kämpfen. Ob er es vielleicht getan hat? Nach einer eingelegten Pause, war nur noch die Hälfte der Versammlungsteilnehmer anwesend. Aus diesem Grunde sagte der Kreisleiter: „Nun weiß ich nicht, welches die Feiglinge sind, sind es die, welche noch hier sind, oder jene, welche jetzt der Versammlung fern geblieben sind!“ Jeder sah das Unheil kommen, nur die Partei wollte kämpfen bis zum Letzten. Wohl keiner von uns ahnte wohl, wie schwer das Unheil hereinbrechen sollte. Wegen meiner erkrankten Augen ging ich am selben Tage noch zum Augenarzt Dr. Schmak in Glatz und sollte am 10. Mai wieder zur weiteren Behandlung zu ihm kommen. Drei Tage später, es war Sonntag der 6. Mai, sollte ich wie auch die anderen Bürgermeister, welche zur Ortsgruppe Lewin gehörten, um 2 Uhr beim Ortsgruppenleiter, welcher gleichzeitig Bürgermeister von Lewin war, im Rathaus sein. Aus welchem Grunde wußten wir zuerst noch nicht. Hier wurde uns nun bekannt gegeben, daß auch der Kreis Glatz geräumt werden sollte. Die Räumung sollte montags den 7.5. abends durchgeführt werden. Die Bestürzung war sehr groß, als ich dies nach meiner Rückkehr aus Lewin in der Gemeinde bekannt gab. Was war in dieser kurzen Zeit noch schnell zu tun. Die Bauern-Wagen herrichten, mit Planen überspannen, damit neben dem Notdürftigsten auch Kinder und alte Leute auf den Wagen untergebracht werden konnten. Da jedoch nur wenig Planen vorhanden waren, gaben die Sägewerke dünne Bretter ungehobelt unentgeltlich ab, um auf den Wagen ein den (Wagen) anbringen zu können. Alle gingen daran sich marschbereit zu machen. was nicht mitgenommen werden konnte, und besonderen Wert hatte, wurde irgendwo versteckt, oder vergraben. Ich habe dies auch getan. Es war ja alles so gedacht, daß wir zu Kriegsende wieder zurückkehren würden. Aus diesem Grunde wurden auch einige Zentner Kartoffeln in der Scheune im Bansen⁶ vergraben. Andere Sachen habe ich in der Werkstatt unter der Dielung verscharrt. Frau Tesche und ihre Tochter, was unsere Flüchtlinge waren, haben bis in die Nacht hinein eifrig mitgeholfen. Den ausgeschobenen Boden

⁶ Bansen (Taß, Fach) nennt man diejenigen Räume der Scheunen, in denen die Halmfrüchte aufbewahrt werden

(Schotter) habe ich im Hof zugedeckt, mit Reisig und Holz. Für die Reise wurde auch das notwendigste zurechtgemacht. Die Bauern waren montags wieder dabei ihre Wagen für den Treck fertig zu machen. Am selben Tage es war der 7. 5. kam gegen Mittag ein neuer Befehl, dieser lautete, „Es wird nicht getreckt.“ Ein schwerer Stein war uns allen vom Herzen gefallen. Wie wäre damals überhaupt eine Räumung von sich gegangen? Der ganze Nord-West Zipfel des Kreises war mit Flüchtlingen schon überbelegt. Es stand nur eine Straße zur Verfügung, nämlich die Heerstraße über Nachod nach der Tschechei. Auf dieser Straße spielte sich sowieso der Rückzug der Wehrmacht ab. Dazwischen so viele Flüchtlinge, zu Fuß, mit Handwagen und Kinderwagen. Alle hatten es eilig um den nachrückenden Russen zu entkommen. Der Tschechen ihr Wunsch, der deutsche Zusammenbruch, konnte nicht mehr fern sein. Daß uns die Tschechen seit der Besetzung ihres Landes durch die Deutschen im März 1939 nicht hold gesinnt waren lag auf der Hand und wir hätten das gleiche Schicksal mit den Flüchtlingen aus Breslau welche in Budweis waren, geteilt. Dieses Erleben ist uns im letzten Augenblick erspart geblieben. Dienstag den 8. Mai war ich gegen Abend in Lewin. Eine regelrechte Völkerwanderung spielte sich hier ab. Alle Passanten kannten nur eine Richtung, es war Richtung Tschechei. Zivilisten, alles Flüchtlinge, Soldaten zu Fuß oder mit Fahrzeugen aller Art, dazwischen wiederum ein Reiter oder Auto mit einer nicht wiederzugebenden Hast und Eile, getrieben aus Furcht vor dem Feind. Ich selbst ging hinter den Straßensteine um nicht umzukommen. So ein Leben hatte unsere alte Landstraße, oder die frühere alte Heerstraße nie gesehen, obwohl auch in früheren Jahren oft ganze Heerteile auf ihnen gezogen sind. Das letzte mal war es im Jahre 1866, da viel Kriegsvolk diese Straße lang zog. Alle, die Anfang Mai hier durchzogen, wollten noch auf die linke Seite der Elbe, da wie angenommen wurde, rechts der Elbe russisches Besatzungsgebiet werden sollte. Doch haben sehr viele dieses Ziel nicht mehr erreicht, da am 8. Mai die Kapitulation kam. An einem Sonntag Ende Januar 1945 war es, als der Kriegerverein seine Jahreshauptversammlung im Gasthaus „Zum Guten Willen“ abhielt, sprach auch der Vorsitzende Bürgermeister Dinter einige Worte zur Lage. Er sagte unter anderem, daß wir den russischen Waffen nicht Herr werden können. Dinter war gleichzeitig Ortsgruppenleiter und seine Worte waren ernst zu nehmen. Schon damals zogen vereinzelt Soldaten in Richtung Westen, welche wohl abgekämpft waren, oder das aussichtslose nicht mehr mitmachen wollten. Auch der Russe zog bald diese Straße entlang, da der deutsche Widerstand gebrochen war. Am 8. Mai war dann auch die bedingungslose Kapitulation, welche das Ende des groß-deutschen Reiches besiegelte. Am 9. Mai ging ich wieder nach Lewin, es war gegen 11 Uhr vormittags, als ich vor dem Rathaus ankam. Die Straßen waren nicht mehr ganz so belebt, als an den Vortagen. Vor dem Rathaus standen, Bürgermeister Dinter, Ortsgruppenamtsleiter Josef Teuber und noch ein Dritter. Sie begrüßten mich mit einem „Guten Morgen“, was ich von ihnen schon so lange Zeit nicht mehr gehört hatte. Wir wechselten einige Worte. Während dem schrillte das Telefon. Alt-

heide hatte angerufen und meldete, daß die Russen dort einziehen. Es konnte also nicht lang mehr dauern um dasselbe zu erleben und durchzukosten. In Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, machte ich mich auf den Heimweg. Als ich aus der Stadt raus war, kam noch ein Zug gefahren, als er das Viadukt passierte, sah ich die weiße Flagge, welche an der Lokomotive angebracht war. In Lewin hatte ich noch keine gesehen, in Gellenau jedoch war schon fast überall geflaggt. Zu Hause angekommen habe ich als Erster von Järker dasselbe getan und eine Flagge nach der anderen wurde an den Häusern in Järker sichtbar.

11. Der Einzug der Russen.

Gegen abend des 9. Mai rückten nun die Russen ohne Zwischenfälle in Lewin ein. Sie vereinbarten mit dem neuen Bürgermeister, Tischlermeister Lux, denn der frühere Bürgermeister war zurückgetreten, da er ja Funktionär bei der NSDAP war, bzw. gewesen war, daß am folgenden Tage das Fest Christi Himmelfahrt wieder gefeiert werden sollte. Zu Hitlers Zeiten, besonders im Kriege war es nicht mehr gefeiert worden. Eine kleine Anzahl der Dorfbewohner, hatte sich zum Kirchgang aufgemacht, von denen ein Teil wieder umgekehrt war, als sie die fremden Kolonnen in der Stadt sahen. In diesen Vormittagsstunden sahen wir die ersten Russen auf Fahrrädern aus Richtung Gellenau kommen. Sie hatten wohl nur einen Abstecher nach hier gemacht, ohne irgendwie aufzufallen. Gegen Mittag hörten und sahen wir die ersten Lastkraftwagen aus Richtung Lewin kommen. Sie fuhrten bis oberhalb Ernst Kastner und machten Halt. Hier stiegen sie aus, wuschen sich im Bach und machten Frühstückspause. Da auf ihrer Karte ein Weg von hier nach der Tschechi eingezeichnet war, welcher auch vorhanden war, wollten sie auf demselben nach drüben fahren. Obwohl ich ihnen die unzulänglichen Wegeverhältnisse plausibel gemacht hatte, ließen sie sich von ihrem Vorhaben nicht abbringen, und fuhrten den Dorfweg hoch, der Grenze zu. Im Oberdorf mußten sie selbst feststellen, daß ihr Vorhaben nicht durchführbar war und der Weg nur mit Pferdegespannen befahrbar war. Deshalb kehrten sie wieder um und fuhrten in Richtung Lewin davon. Ein Wagen jedoch blieb bei dem Hause des Heinrich Welzel stehen, angeblich wegen Panne. Sie blieben dort bis zum nächsten Tage. Obwohl das Haus vorwiegend mit Flüchtlingsfrauen belegt war, sollen Belästigungen nicht vorgekommen sein. Die erste Begegnung mit den Russen und der erste Tag der Besetzung waren ohne Zwischenfälle verlaufen.

12. Großer Besuch.

An einem der ersten Tage der Besetzung war es, als ich auf dem Wege nach Gellenau war, kam vom Bahnhof, der Bahnstrecke entlang, ein russischer Offizier und ein Zivilist. Der Zivilist, ein Dolmetscher namens Viech aus Lewin, frug mich nach dem Weg zum Bürgermeister in Järker. Als ich ihm sagte, daß ich es bin, ging ich mit den beiden zurück nach

Järker in meine Wohnung. Nachdem der hohe Besuch Platz genommen hatte, ging eine große Befragung los. Waren sie bei der Partei, waren sie bei der SS, waren sie beim Volkssturm, sowie noch andere diesbezügliche Fragen waren es. Nachdem ich alle Fragen verneint hatte, obwohl ich Pg⁷ und Volkssturmmann gewesen war, frug man mich nach den Parteigenossen im Dorf und ob ich Liste von diesen hätte. Meine Antwort war, daß mir nicht bekannt ist, wer Parteigenosse gewesen ist und daß nur die Ortsgruppe in Lewin eine haben würde. Sie schienen damit zufrieden zu sein. Eine Aufregung habe ich nicht spüren lassen. Es schien als wenn die Befragung zu Ende sei, doch es kam noch etwas, was mich beinah in Verlegenheit brachte. Es kam noch die Frage, wo das Partisanenmädel wohnt. Für den ersten Moment war ich etwas platt, denn von einem Partisanenmädel hatte ich noch nichts gehört, doch konnte ich den beiden gleich Auskunft geben. Hierbei konnte es sich nur um die Hildegard Rathsmann, deren Eltern nach hier im Jahre 1938 aus Krainsdorf Kreis Neurode zugezogen waren. Ich zeigte dann noch den Wohnsitz der Familie, dem die beiden Besucher dann zugingen. Es war ihr erster und letzter Besuch bei mir.

13. Das Partisanenmädel.

Das Hilde Rathsmann als Partisanenmädel bei den Russen galt, war mir ganz etwas Neues. Wie das so kam, will ich hier noch kurz schreiben, denn sehr vieles über ihr Leben und Treiben ist mir so wie so nicht bekannt. Der Werdegang war ungefähr folgender: Im Gasthaus „Zum Bergfrieden“ in Järker stand der im Jahre 1922 erbaute Tanzsaal fast ständig leer, da im Kriege wenig Tanzbetrieb war. Obwohl in Sackisch die erbaute Barackenstadt für Ostarbeiter, welche in der Textilfabrik von Dierig, welche zur Hälfte auf Rüstung umgestellt war, arbeiteten nicht genügend Platz vorhanden war, wurde auch der Saal für die Unterbringung der Arbeiter benutzt. Es war ein zusammengewürfelter Haufen aus den besetzten Ostgebieten, welcher täglich mit der Bahn zur Arbeitsstätte und wieder zurück gebracht wurden. Unter diesen befand sich auch ein gewisser Alex. Des Sonntags kamen auch Polenmädel nach hier und es wurde auf der von Betten noch freien Parkettfläche dem Tanz gehuldigt. Die lange Zeit brachte es, daß auch Bekanntschaften zustande kamen. Alex, welcher Russe war interessierte sich wohl weniger für Polenmädchen, deshalb bündelte er mit Hilda an. Ihr Vater hatte Wissen davon, hat jedoch meines Wissens nichts dagegen unternommen, obwohl er „Alter Kämpfer“ war und eifriger Parteigenosse. Als der Krieg dann zu Ende war, waren die Ostarbeiter auch herrenlos geworden und sind wohl die meisten in ihre Heimat gefahren. Zu diesem Zeitpunkt waren Alex und Hilde vorübergehend in der Tschechei untergetaucht. Als sich die Lage dann etwas beruhigt hatte, kamen die beiden aus ihrem Versteck wieder hervor. Als sei nichts gewesen mach-

⁷ Parteigenosse

ten sie nun ihre Spaziergänge. Hilde verlebte damals schöne Tage, denn Alex konnte sich als Sieger alles leisten. Auf Grund dieser Liebschaft hatte auch ihr Vater eine Stütze bei den Russen, welche dort ein und aus gingen. Später hat man von Alex nichts mehr gehört. Das letzte Mal sah ich ihn am 29. Juni, davon weiter hinten. So wie er gekommen war, war er wieder verschwunden und Hildchen war ihren Verehrer wieder los, nicht aber die Schande, die sie sich und ihren Eltern dadurch gemacht hatte. Noch vor Kriegsende waren die Ostarbeiter noch in der Barackenstadt untergebracht worden, da wir Platz für die Flüchtlinge brauchten.

14. Gefangenschicksal.

Unübersehbares Elend brachte das Kriegsende noch den deutschen Soldaten. Alle welche in den letzten Tagen durch unser Städtchen zogen wurden von der Gefangennahme ereilt. Wer noch rechtzeitig über die Elbe kam, hatte Glück gehabt. Als jedoch der Ami bis an die Elbe vorgedrungen war, war es vorbei das jenseitige Ufer zu erreichen, da dies mit Waffengewalt verhindert wurde. So kam es, daß rechts der Elbe alles in russische Gefangenschaft kam. Eines abends war auch zwischen Lewin und Gellenau eine unübersehbare Menge deutscher Gefangener zusammengetrieben worden. Der Tag war heiß gewesen und die folgende Nacht kalt. Am folgenden Morgen ging der Marsch weiter, in eine ungewisse Zukunft. Zwei von dem großen Lager hatten hier auf den Feldern ihr Ziel erreicht, denn sie waren des nachts gestorben. Als ich an diesem Tage über dieses Feld ging, lagen sie einsam und verlassen da, der prallen Sonne ausgesetzt mit schwarzem Gesicht, welches der Mantel zudeckte. Einer von den beiden wurde dann in Lewin und der andere in Gellenau beerdigt. Diese beiden hatten ihren Frieden gefunden, während die anderen noch marschieren mußten. Wie viele von diesen hat dasselbe Schicksal erreicht, oder sind heimgekehrt, oder sind heute noch irgendwo.

15. Suche nach deutschen Soldaten.

Es war an den ersten Tagen der Besetzung, als es schien, daß eine große Felddienstübung wäre. Aus den Wäldern und auf den Feldern sah man russische Soldaten aus allen Richtungen auf unser Dorf zukommen. Jedes Haus und jeder Raum wurde durchsucht, Heuböden mitunter auch mit Gabeln abgetastet, ob vielleicht deutsche Soldaten zu finden waren. Die Durchsuchung verlief ohne ein Ergebnis in unserer Gemeinde. Männliche Zivilisten mußten sich durch irgendwelche Unterlagen ausweisen, worin ihr Alter festgestellt werden konnte. Ich legte meinen Wehrpaß vor. Nach eingehendem Studium legte sie denselben wieder auf den Tisch und zogen ab. Etwas sei hier noch erwähnt. In der Stube, welche Frau Tesche bewohnte, lag bei deren Gepäckstücken auch ein Felltornister. Ein Russe sah dieses Ausrüstungsstück, gab es mir sagte „wäg“, worauf ich denselben gleich verschwinden ließ. Ich war froh, daß davon die anderen nichts gemerkt hatten, denn mir hät-

te dieser Tornister große Unannehmlichkeiten bereiten können. Frau Tesche hatte denselben von zu Hause mitgebracht er gehörte ihrem gefallenen Sohn, welcher ihn bei der Wehrrüchtigung mit Stolz getragen hatte. Um weitere Gefahren zu vermeiden habe ich den Tornister zerhackt und im Ofen verbrannt. Drei Mann hatten an diesem Tage die Russen mit fortgenommen. Es war der Bauer Ernst Welzel II welcher nicht Soldat gewesen war, der Zimmermann Paul Kastner, welcher von der O.T. bereits heimgekehrt war, und der Flüchtling Hotsch, welcher bei mir wohnte und Krankheitshalber vom Volkssturm entlassen war. Nach einigen Tagen kamen sie wieder zurück, nachdem sie anderwärts etwas gearbeitet hatten. Einige Wochen später war, so Anfang Juni, die Flüchtlinge waren schon in ihre Heimatorte zurückgekehrt, waren wir beim Abbauen der Panzersperre, welche beim Durchlaß an der Bahnhofstraße stand. Es kam eine ganze Kolonne russischer Pferdefuhrwerke die Bahnhofstraße hochgefahren. Unsere Mutmaßung das die Gespanne, es waren ihrer zwölf, nach dem Bahnhof fahren würden, traf nicht zu. Ihr Ziel war Järker. Das Werkzeug, darunter auch ein Wagenheber, den wir uns zu diesem Zweck geliehen hatten, wurde in einem Strauchwerk schnell versteckt, denn wir mußten doch zusehen, was die Kolonne in Järker will. Als wir unseren Ort bei der Kapelle von Axmann einsehen konnten, mußten wir feststellen, daß die Fahrzeuge in meinem Garten standen und ein reger Betrieb dort zu herrschen schien. Die Pferde waren ausgespannt und weideten in dem jungen Grase. Meine Frau kam mir schon entgegen und sagte, daß die Fremden nach mir verlangten. Es war klar, daß ich mich über deren Begehren wunderte. Bestimmte Äußerungen hatten sie noch nicht verlauten lassen. Sie hatten nur gesagt zu meiner Frau, da sie wohl zurecht aufgeregt war, sie bräuchte keine Angst zu haben. Als ich zu Hause angekommen war, erfuhr ich gleich, was sie hier in unser Dorf führte. Zuerst wollten sie Hafer für die Pferde, welcher jedoch wegen der Plünderungen knapp geworden war. Mit einem Gespann mußte ich mitfahren und Hafer ausfindig machen. Bei Teiner und Axmann konnten sie noch einige Sack bekommen, währen bei den anderen Besitzern keiner mehr zu haben war. Während der kurzen Fahrt konnte ich mir die primitive Ausrüstung von Pferd und Wagen ansehen. Als wir bei der Kolone wieder angekommen waren hörte ich, daß sie auf der Suche nach entlassenen Soldaten seien. Ich wurde gefragt, ob deutsche Soldaten schon zurückgekehrt wären. Diese russischen Soldaten waren nämlich Polizei. Ihre Uniform war mir schon aufgefallen, doch hatte ich keine Ahnung, daß ich es mit Polizei zu tun hatte. Unterdessen waren die Besucher dazu übergegangen, Tische, Bänke und Stühle im Hof aufzustellen, meine Frau mußte Tee kochen, welchen sie mitgebracht hatten, denn es sollte gefrühstückt werden. Mit einigen der Soldaten mußte ich nun mitgehen. Ein deutscher Soldat war aus dem Kriege heimgekehrt, welchen wir aufsuchten. Es war Feldwebel Haase. Er war Feuerwerker gewesen und schon vor der Kapitulation entlassen worden. Ein Dolmetscher war auch bei den Soldaten, so daß man sich gut verständigen konnte. Haase hatte noch ein paar Tage nach seiner Entlassung von der Wehr-

macht in einem Betriebe gearbeitet und hatte von dort auch Entlassungspapiere erhalten, welche er vorlegen konnte und dadurch ihm der Weg in die Gefangenschaft erspart blieb. Am späten Nachmittag dieses Tages zog die Kolonne wieder ihres Weges, es war alles gut gegangen. Belästigungen oder Plündereien waren nicht vorgekommen.

16. Plünderungen - Vergewaltigungen.

Mit Beginn der Besetzung fingen auch die Plünderungen an. Hierbei beteiligten sich nicht nur Soldaten, sondern auch vorwiegend Zivilisten, welche hier in der Gegend gearbeitet hatten und sich jetzt auf freiem Fuß befanden. Gebrauchen konnten sie alles, sei es Bekleidung Wäsche oder auch Nahrungsmittel. Besonders scharf waren sie auf Schmucksachen, Uhren und Fahrräder. Meine Uhr und andere Wertgegenstände hatte ich rechtzeitig gut versteckt. Als ich von Soldaten nach der Uhr gefragt wurde, gab ich zu verstehen, daß schon Kameraden dieselbe weggeholt hätten und sie ist mir auch geblieben, es war ein Andenken an meinen Vater, welcher schon 45 Jahre tot war. Fahrräder waren auch ein gefragter Artikel. Mein Fahrrad und das von dem Flüchtling Hotsch hatten auch bald einen neuen Herrn gefunden, während die Räder meiner Frau und meiner Schwester gut versteckt waren. Ein Sack selbstgebauter Tabak war auch am zweiten Tag verschwunden. Die Schränke mit Wäsche und Kleidung wurden die erste Zeit täglich öfter durchwühlt, so daß ein ordnen keinen Zweck mehr hatte, denn in der nächsten Stunde lag es ja doch wieder zerstreut in der Stube. Dann kam vom russischen Kommandanten der Befehl, welchen ich schriftlich in russischer Sprache bekam, nach welchen Waffen und Ausrüstungsstücke, sowie alle Radios, Schreibmaschinen, Photoapparate usw. nach Kudowa abzuliefern waren. Was nicht ablieferungspflichtig war, wurde von den Soldaten ohne Bescheinigung oder Ausweis abgeholt. Hierunter fielen, Getreide, Heu, Kartoffeln, Brennholz, Schlachtvieh und auch die Pferde, welche oft durch lahme oder kranke ersetzt wurden. Mir hatten sie auch den Saathafer und Gerste vom Boden, sowie ein fettes Rind aus dem Stalle geholt. Fast jeden Tag mußten Eier und Butter dem Kommandanten abgeliefert werden. Ein russischer Offizier sagte einmal zu mir: „ Es ist besser ihr gebt es uns, als wenn euch die Horden dann alles wegnehmen!“ Damals verstand ich es noch nicht was er unter „Horden“ meinte, doch wir sollten es noch erfahren. Als dann am 24. Mai die Flüchtlinge uns wieder verließen, war es recht öde um uns geworden.

Ein besonders trauriges Kapitel der Besetzung, waren die Vergewaltigungen. Was man früher mal aus einer Gerichtsverhandlung lesen konnte, das spielte sich nun oft ab, aber ohne eine Bestrafung. Hiervon kann manche deutsche Frau oder Mädchen ein erschütterndes Zeugnis ablegen. Auch in unserem Dörfchen, sonst so still und abgelegen von dem Lärm der Straße, sind diese Fälle vorgekommen. Nicht alles ist davon an die Öffentlichkeit gedrungen. Nur einiges sei hier aufgeschrieben. Eines Tages kam die ledige Anna Kahlert welche über 70 Jahre alt war, mit blaugeschlagenem Gesicht und dicken Augen zu mir

und klagte, daß sie des nachts in ihrer Stube, wo sie allein wohnte, von einem russischen Soldaten drangsaliert worden sei, da sie sich zur Wehr gesetzt hatte, ist sie von dem nächtlichen Besucher so arg zerschlagen worden. Eine andere Frau namens Fritsche welche bei meinem Nachbar als Flüchtling wohnte, wurde beim Rübenhacken „umgelegt.“ Auch bei mir im Hause, kam es eines nachts zu einer lebhaften Auseinandersetzung mit einem russischen Soldaten. Es hatte sich herumgesprochen, daß, wenn eine größere Anzahl deutsche zusammen waren, die Russen nicht so draufgängerisch waren, als gegenüber Einzelnen. Aus diesem Grunde kamen des abends öfters mehrere meist alleinstehende Frauen zusammen, um sich des nachts etwas sicherer zu fühlen. So kamen auch zu uns mehrere Frauen, welche dann in meiner Stube auf Strohsäcken lagen und wohl auch schliefen, wenn die Nacht ruhig zu sein schien. Ich lag dann immer bei der Tür, um gleich die Haustür aufmachen zu können, wenn um Einlaß gepolter wurde. Wenn in solchen Fällen nicht gleich geöffnet wurde, ging Gewalt vor Recht, wie es vielerorts vorgekommen ist und die Türen dann wieder zusammengenagelt werden mußten. Einmal auch, als gegen 12 Uhr nachts Einlaß begehrt wurde, da ich noch nicht eingeschlafen war, war ich gleich an der Haustür und öffnete dieselbe. Hannchen Tesche, welche auf dem Fußboden auf einem Strohsack lag, hatte sich gleich unter daß neben ihr stehende Bett geschoben, um den lüsternten Augen des Eindringlings zu entgehen, was sie auch sonst immer tat, wenn dicke Luft zu werden schien. Zwei Soldaten waren es, die erschienen. Einer von ihnen war zurückhaltender, während der andere, ein jüngerer anscheinend angetrunkener unsere Stube betrat, die Anwesenden auf ihren Lagern anstarrte. Er trat vor Frau Tesche und befahl ihr mit nach draußen zu kommen. Als sie seinem Wunsche nicht nachzukommen gedachte, faßte er sie an der Hand um sie zum Aufstehen zu zwingen. Frau Tesche jedoch, wehrte sich dagegen und schrie ihn an „Schieß mich doch tot“ Als er nun einsah, daß aus seinem Vorhaben nichts wurde, schlug er mit seinem Revolver auf den Tisch und ging seines Weges.

Ein anderes mal war es wieder, unsere Flüchtlinge waren schon in ihre Heimat gefahren, als um 11 Uhr abends ein Motorrad bei mir im Hofe ankam. Wieder waren es zwei Mann in Uniform. Einer von den beiden kam herein. Als er sah, daß ich Handwerker sei, gebrauchte er die Bezeichnung „Spezialist“, zeigte auf seine Stiefel welche er anhatte und bat mich, die Sohle etwas festzunageln. Hierauf ging er in die Küche, wo meine Frau war und sagte zu ihr: „Kom, Kom Frau“ indem er auf die Schlafstube zeigte. Auf diese Einladung hin, kam meine Frau sofort zu mir in die Werkstatt, um bei mir Schutz zu suchen. Er war nicht weiter aufdringlich, zog dann seinen Stiefel wieder an und sagte im Fortgehen zu meiner Frau: „ Ich morgen wieder kommen und mit Frau spazieren gehen.“ Am nächsten Abend erschien er wieder. Meine Frau hatte sich bereits versteckt und es war ihm nicht vergönnt — Mit Frau spazieren zu gehen. Er ging auch dieses mal wieder ohne böse Mine zu zeigen. Wie oft konnte man des abends oder nachts ein Höllengeschrei derjenigen

Flüchtlinge hören, welche im Saal des Gasthauses einquartiert waren. Durch den Lärm wurden die Eindringlinge fast immer von ihrem Vorhaben abgehalten. Gegen Kinder waren die Soldaten meist freundlich und Frauen, welche ein Kind im Arm hielten wurde meist nichts getan. Nächtelang hielten sich Mädchen im Freien irgendwo im Buschwerk versteckt auf, um auf diese Weise trüben Stunden zu entgehen- Wie ich verschiedenen geraten hatte zogen sie dann alte Kleider an, um auch tagsüber nicht so reizvoll zu erscheinen, denn wo sie am Tage Mädchen sahen, gingen die „Verehrer“ dann abends hin um sie zu beglücken. Manch aufgeregte nächtliche Jagd ist in diesem Punkt durchgemacht worden und viele denken wohl auch heute noch an diese schreckliche, rechtlose Zeit zurück.

17. Einquartierung.

Ein schöner Maientag ging zu Ende, es war ein Sonnabend, der 19. Mai, als gegen Abend eine Kolonne von Fahrzeugen, aus Richtung Gellenau, nach unserem Orte ankam. Was sollte das nun wieder bedeuten. In jedes Gehöft kam ein Wagen gefahren um Quartier zu machen. Es waren russische Soldaten, welche aus Kudowa gekommen waren, um bei uns ihr Wochenende zu feiern. Auch zu mir kam ein Offizier mit sieben Mann mit Fahrzeug und zwei Pferden. Die Pferde wurden in die Scheune gebracht, die Mannschaft kam in die Küche. Gleich mußte Feuer gemacht werden. Mitgebrachtes Schweinefleisch wurde zurecht gemacht. In einen Topf kam Spiritus, welcher gekocht wurde, außerdem wurden noch achtzig Eier gekocht, welche schnell organisiert worden waren. Frau Tesche unsere Flüchtlingsfrau hatte die Kocherei übernommen. Obwohl die Soldaten um sie herum schwänzten, kam es zu keinerlei „Angriffen“. Wie man merken konnte, hatte der Offizier seine Leute in Ordnung. Unterdessen war das Fleisch weich und die Eier hartgekocht, als mit einem mal der Spiritus brannte und die Flammen bis zur Decke schlugen. Ein gut schließender Deckel löschte die Flammen wieder aus. Nachdem ich einen Soldaten noch mit meinem Apparat rasiert hatte, ging es ans Essen. Trotz des guten Appetits blieben von den achtzig Eiern noch einige übrig, welche ich dann essen sollte. Als dann noch das Fleisch gegessen war, ging es ans Trinken. Hierzu mußte ich meine Weingläser leihen. Auch ich bekam davon ein Glas von dem gebrannten Spiritus, welcher mit viel Zucker versüßt worden war. Doch konnte und wollte ich von dem Zeug nicht trinken, dafür erhielt ich ein Glas Apfelwein. Die Stimmung stieg, es wurde gesungen und gegrölt, so daß unserem Jochen, welcher auf den Beinen eines Soldaten saß, schon Angst wurde, obwohl er sonst nicht schüchtern war. Die Sonne war längst verschwunden. Ich erinnerte mich, daß Hannchen, die Tochter von Frau Tesche, ein Mädchen von 14 Jahren, groß und kräftig, noch auf dem Scheunenbalken sich versteckt hielt. Ich mußte die Verdunklung herunter machen um unbemerkt in die Scheune zu gelangen und das Mädchen aus ihrem Versteck im Stroh zu befreien. Hannchen kam dann die Leiter herunter, welche ich angelehnt hatte,

so war das Mädels aus der Scheune befreit und suchte sich im Hause ein neues Plätzchen, um nicht gesehen zu werden. Nach dem Abendbrot wäre dann der Gespannführer, welcher noch in der Küche saß, zu seinen Pferden gekommen, hätte Heu und Stroh vom Balken geholt und dabei hätte er Hannchen in ihrem Versteck gefunden. Auch dieses mal hatte sie Glück gehabt. Immer wenn dicke Luft zu werden schien, war sie irgendwo verschwunden, so daß man sie manchen Tag gar nicht zu sehen bekam. Unterdessen war es finster geworden. Alle Mann gingen dann auf Plünderung aus. Einer jedoch, ich hielt ihn für einen etwas Gebildeten blieb bei uns in der Küche und erzählte uns verschiedenes in sehr gebrochenem deutsch. Er war, wie er sagte, aus Leningrad, zeigte uns kleine Photos von seinen Angehörigen und sagte, er wäre nicht so wie seine Kameraden, er nicht machen zapzerap. Ich stellte auch einige Fragen an ihn, unter anderem die Frage, wie lange unsere Gefangenen in Rußland bleiben müßten. Er gab mir zur Antwort „Ein Jahr, zwei Jahr, drei Jahr, auch fünf Jahr.“ Fünf Jahre schien mir eine unendlich lange Zeit zu sein, doch heute wissen wir mehr, da nun schon acht Jahre vergangen sind und sich immer noch viele tausend von deutschen Soldaten in Gefangenschaft befinden.

Unterdessen kamen die die anderen von ihren Plünderungen wieder zurück. Einer brachte ein paar schöne Stiefel, welche einem Flüchtling namens Bartsch geklaut worden waren, andere kamen mit Eingewecktem usw. Zwei Mann hatten sich verspätet und wollten noch Einlaß in meine Schlafstube, wo auch die anderen sechs Mann schliefen. Ich saß mit meiner Frau in der Küche, da kam der Offizier in der Unterhose mit dem Revolver in der Hand aus der Schlafstube und hat die beiden tüchtig abgekanzelt. Einer von den beiden ging noch zu den anderen in die Schlafstube, während der letzte sich in der Küche auf die Bank legte und dort schlief. Wie die sieben Mann in unseren zwei Betten geschlafen haben, weiß ich nicht, doch waren sie morgens wieder zur Stelle, hatten sich angezogen, zum Teil auch Wäsche gewechselt, denn es war ja Pfingstsonntag. Die schmutzige Wäsche, leere Flaschen und eine Handgranate hatten sie liegen gelassen. Der Wagen wurde zurechtgemacht und die Pferde angespannt. Von den drei Ziehharmonikas, welche auf dem Wagen lagen, bekam unser Jochen eine davon, welche ihm die Polen dann wieder weggenommen haben. Der Offizier zog im Freien noch eine Handgranate ab. Die noch in der Schlafstube lag, wurde später im Mühlteich versenkt. So wie sie gekommen waren, zogen sie wieder zum Hof hinaus. Wieder war eine schlaflose Nacht vorüber und die liebe Pfingstsonne schien wieder hernieder auf Gute und Böse.

18. In russischem Verhör.

Ein aufregender Tag für mich, war der 29. Juni 1945, am Fest Peter und Paul. Es war gegen Abend, als ich aufs Feld ging und etwas Klee mähten wollte. Kaum hatte ich angefangen, als Hilde Rathsmann, das Partisanenmädels, zu mir aufs Feld kam und mir sagte, ich solle nach Hause kommen, es wäre jemand da. Schon auf dem Rückwege sah ich einige Männer

bei meiner Scheune stehen, welche auf mich warteten. Es war erklärlich, daß ich mich wunderte, was die Betreffenden von mir haben wollten. Als ich näher kam sah ich Hilde Rathsmann mit ihrem Kavalier, dem Ostarbeiter, genannt Alex, ihr Vater Stephan Rathsmann, welcher stramme Haltung eingenommen hatte, außer diesen noch ein Zivilrusse und zwei oder drei russische Offiziere. Sie waren aus der benachbarten Tschechei gekommen und hatten dort einen hinter die Binde gegossen, denn bei uns in Deutschland gab es damals bekanntlich wenig alkoholische Getränke. Sie waren wohl auch bei Rathsmann gewesen, wo die Russen oft verkehrten und sich zu essen geben ließen. Ich habe angenommen, daß die Bewirtung zu gering war und Rathsmann seine schmale Küche mit den Ablieferungen an Butter und Sonstigem an die Polen in Einklang gebracht hatte.

Der eine der Offiziere frug mich, warum Rathsmann abliefern soll, da er selbst eine große Familie hat. An Rathsmann seiner Familie lag den Fremden bestimmt nicht viel, ihnen lag nur daran, selbst von dessen landwirtschaftlichen Erzeugnissen essen zu können. Was sollte ich zu allen diesen Reden einwenden? Jeder Deutsche war ja damals vollständig schutz- und rechtlos. Einer der Offiziere drohte mir mit Erschießen, indem er mir seine Pistole vor die Brust hielt. Obwohl es der Besatzung verboten war, nach der Kapitulation Erschießungen ohne Grund vorzunehmen, wußte ich nicht, was die nächste Sekunde bringen würde. Er nahm den in Anschlag gebrachten Revolver wieder zurück und versetzte mir einen Kinnhaken. Auch diese peinliche Situation war vorüber und immer an Peter und Paul denke ich an diesen Besuch zurück. Die „Herrschaften“ bestiegen wieder ihr Auto und fuhren in Richtung Lewin davon.

19. Ernterussen.

Trotz all den Ereignissen der letzten Monate, war das Getreide gereift und die Ernte hatte begonnen. Des einen Tages war ich beim Roggen mähen, als zwei fremde Zivilisten ins Dorf kamen, jeder ein Bündel in der Hand, so kamen sie anspaziert. Ich merkte bald, als sie jemanden fragten, daß sie zu mir wollten. Sie nahmen auch gleich den Weg zu mir aufs Feld. Trotz ihrem gebrochenen Deutsch konnte ich sie ganz gut verstehen. Sie gaben mir ihre Wünsche bekannt und sagten, daß sie einige Wochen hier blieben und auf Grund eines Befehls des russischen Kommandanten, die Einbringung der Ernte beaufsichtigen sollen. Sie verlangten auch die Unterbringung und Verpflegung im Ort für diesen Zweck. Ehe sie weggingen zeigten sie mir auch ihre Kunst im Mähen und mähten mindestens doppelt so breit als ich, aber nicht so sauber wie es tat. Nun mußte ich mit ihnen auf Quartiersuche gehen. Bei Ernst Welzel I. im Oberdorf war noch Wohnraum frei, doch konnte ich die beiden dort nicht unterbringen. So ging ich nun zu meinem Schwager Ernst Feist, wo ich für die beiden ein Unterkommen fand. Schon am folgenden Tage kamen sie wieder zu mir. Sie verlangten von mir die Anbauflächen der einzelnen Getreidearten bei den Besitzern. Auf meinen Einwand, daß hierfür der inzwischen eingesetzte polnische Bürger-

meister zuständig sei, erwiderte mir Iwan: „ Polnische Bürgermeister Scheiße!“ Hieraus konnte ich schließen, daß auch diese beiden Russen, wie ich dies schon anderen Russen gehört hatte, den Polen nicht gerade hold gesinnt waren. Als ich die nötigen Unterlagen für die geforderten Angaben über die Anbauflächen vorgelegt hatte, sagte Iwan: „Nix schwindla, sonst!“ er bildete mit den Fingern ein Gitter #, welches mir klar machen sollte, daß, wenn ich nicht die Wahrheit sage, hinter Gitter käme. Nach den von mir gemachten Angaben, sagten sie mir, daß an jedem dritten Tag die landwirtschaftlichen Besitzer aufgesucht werden müßten, um von diesen zu erfahren, wieviel an Getreide abgemäht ist, wieviel in Puppen⁸ steht und wieviel bereits eingefahren ist. Diese Feststellung mußte dem russischen Kommandanten in Lewin alle drei Tage zugeleitet werden. Diese Aufstellung erforderte immer etwas Rechnerei. Das Rechnen wollten die beiden möglichst selbst machen. Verschiedene Summen zusammenzählen gelang dem einen mit Mühe, doch eine Summe von der anderen abziehen, war den beiden ein Rätsel und sie wollten es immer nicht glauben, daß meine Rechnungen stimmten. So ging es nun alle drei Tage, bis die Ernte fast eingebracht war. Dann kam der Befehl zum Dreschen. Es wurde zwar nicht alles ausgedroschen, jedoch soviel, daß das Ablieferungssoll an die Russen erfüllt werden konnte. Ich mußte zehn Zentner Roggen abliefern, wofür ich sogar eine Quittung bekam, bezahlt wurde für das Getreide nichts. Diese Quittung habe ich später noch öfter gebraucht, um nachweisen zu können, daß ich mein Soll erfüllt habe. Im ganzen Dorfe kam ein großes Soll zur Ablieferung, welches nach Gellenau auf die Getreidespeicher des Dominiums zur Aufbewahrung kam. Später wurde das Getreide mit Pferdewerken nach Glatz gefahren. Die Getreideernte auf dem Dominium mußte von den umliegenden Dörfern mit ihren Gespannen gemacht werden, weil dort fast keine Gespanne mehr vorhanden waren. Im Anschluß davon mußte auch die Feldarbeit von auswärtigen Bauern und Landwirten, wozu auch Kuhgespanne herangezogen wurden, gemacht werden. Mein Nachbar Ernst Kastner war mit seinen Kühen dort beschäftigt. So war der Herbst ins Land gezogen und die Ernterussen waren wieder gegangen, nachdem sie ihre Pflichten gegenüber dem russischen Kommandanten erfüllt hatten. Mit Iwan und Andreas bin ich ganz gut fertig geworden, da sie mich auch schließlich brauchten, um den ihnen gestellten Anordnungen nachzukommen. Für die Polen hatten sie nicht viel übrig und es ist des Öfteren zu Streitigkeiten gekommen, wenn sie einen getrunken hatten. In ihrem Quartier wo sie mit Polen in einem Hause wohnten, wurde auch einmal ein Fahrrad der Polen von ihnen zertrümmert. Solange noch Russen hier waren, hatten diese noch immer das Wort.

⁸ kreis- oder dachförmig schräg aneinandergelehnte Garben, die zum Trocknen auf dem Felde aufgestellt sind

IV. Teil.

Die polnische Verwaltung

20. Beschützer in polnischer Uniform.

Die erste Zeit der Besetzung war trotz allem Leid und Drangsalen noch schnell dahingegangen und es war anzunehmen, daß diese Zeit nun ihren Höhepunkt erreicht habe. Ein Monat war wohl seit Himmelfahrt, dem Tag der Besetzung verstrichen, als eine neue Periode ihren Anfang nahm. Des einen Tages kamen vom Bahnhof her, einige Uniformierte, welches jedoch keine Russen zu sein schienen. Ihr erster Gang führte sie, wie ich es nun schon gewohnt war, zu mir. Es ist wohl erklärlich, daß ich mich über ihr Kommen wunderte. Sie erzählten mir gleich ihre Aufgaben und Wünsche. Es waren polnische Wachsoldaten, welche hier stationiert werden sollten und als Grenzwaiche nach hier gekommen waren. Auf ihre Anfrage, ob wir auch katholisch wären, was ich bejahte, zeigten sie mir auch ihre Medaillons, welche sie unter der Uniform am Halse hängen hatten. Meine Hoffnung in den neuen Soldaten anständige Kerls vor mir zu haben, haben später nicht ihre Erfüllung gefunden. Ich mußte ihnen nun, es war ein Leutnant und drei Mann, Quartier und Verpflegung besorgen. Da noch niemand ihren Haß gegen alles deutsche kannte, konnte ich sie oben beim Bauern Ernst Welzel I. unterbringen. -

In Lewin lag ihre Befehlsstelle, von dort stand ihnen auch die Verpflegung zu. Ob diese Verpflegung nun zu knapp oder zu mager war, weiß ich nicht, jedenfalls forderten sie von der Gemeinde zusätzlich ihre Verpflegung. Nun kam es wieder an mich, dafür zu sorgen. Da das Fleisch bei uns Deutschen auch knapp war, kaufte ich von Frau Maria Tautz Gasthaus ein Kalb, welches geschlachtet wurde. Das Fleisch bezahlten die Soldaten selbst und gaben 60 Złoty dafür. Nach der damaligen Währung wären es 120 RM gewesen, immerhin ein schönes Geld, denn jeder Deutsche sah zu einige Złoty in der Hand zu haben. Außerdem mußte noch Butter, Milch, Eier, Gemüse, und später auch Kirschen von den Bauern geliefert werden. Dafür gab es keine Złoty mehr. Um die Ablieferung reibungslos zu gestalten, ging das abliefern jeden Tag auf einen anderen Besitzer über, welcher von mir davon verständigt wurde. Auch ein Schilderhaus mußte ich anfertigen. Die Bretter hierfür kaufte ich im Sägewerk Blau Gellenau, auf Kosten der Gemeinde. Außerdem wurde auch ein Schlagbaum verlangt, welchen ich auch angefertigt habe. Schilderhaus und Schlagbaum wurden erst von der folgenden Wacheinheit aufgestellt. Wenige Wochen nur, war Leutnant Michael mit seinen drei Kumpels bei uns, denn sie wurden von einer anderen

Wache abgelöst, diese Wache hatte auch angeordnet, daß bei allen Deutschen, weiße Armbinden getragen werden mußten. Das galt bei jeder Kleidung, ob Arbeits- oder Straßenkleidung, auch auf dem Feld waren diese Binden anzulegen. Sie durften erst abgelegt werden, als wir bei der Vertreibung die Lausitzer Neiße überschritten und damit das polnische Verwaltungsgebiet hinter uns hatten.

Die zweite Wache bestand aus einem Leutnant und sechs oder acht Mann. Sie wohnten im Hause des Bauern Ernst Welzel II. in Parterre, während Welzel mit Familie im Dachgeschoß wohnten. Diese neun Männer waren nicht so gehässig gegen uns Deutsche, als die der ersten Wache. Sie waren auch etwas älter, ihr Leutnant ein mittelgroßer, stabiler Mann, war gegen uns Deutsche humaner als sein Vorgänger.

Die deutsche Sprache war allen nicht sehr geläufig, doch reichten ihre Sprachkenntnisse aus, um eine Verständigung zustande zu bringen. Es war wohl am ersten Tage ihres Aufenthaltes in Järker, als der Leutnant zu mir kam und wir ins Gespräch kamen. Wir kamen dabei auch auf die Russen zu sprechen und ich sagte ihm, da er mir doch etwas human erschien, daß mir die Russen meinen ganzen selbstgebauten Tabak weggenommen hätten, so daß ich nichts mehr zu rauchen hätte. Dann zeigte ich ihm das Schilderhaus, welches noch in meiner Scheune stand und für die erste Wache bestimmt gewesen war. Er freute sich und gab mir zu verstehen, daß er Soldaten fortschicken würde, um dasselbe abzuholen, gleichzeitig versprach er mir, Tabak mitbringen zu wollen. Es dauerte auch nicht lange, als er mit vier Mann von der Wache ankam, das Schilderhaus abholte und mir ein halbes Pfund Blättertobak aushändigte.

In der Mitte des Dorfes wurde nun der Schlagbaum aufgebaut und das Schilderhaus kam dort zur Aufstellung. Es sollte ein Zeichen sein, daß hier Grenzgebiet ist. Später erst kam der Schlagbaum beim Zollbeamtenhaus im Oberdorf zur Aufstellung, weil die Wache dann da oben im Hause von Josef Tautz wohnte, als er von der geheimen polnischen Polizei abgeholt worden war. Des einen Tages, ich war eben vom Mähen gekommen, es war Heuernte, kam ein Wachsoldat zu mir und lud mich zum Biertrinken ein. Es war das erste Bier, welches sie aus der Brauerei von Rückers geholt hatten. Zu dieser Feier wollten sie mich auch dabei haben. Da ich nicht gerade Appetit auf Bier hatte, mußte ich doch einer zweiten Einladung folge leisten, um den lieben Frieden nicht zu stören. Als ich dahin kam sah ich, daß alles auf mich wartete, denn die Gläser waren schon gefüllt, doch hatten sie noch nicht getrunken. Gleich wurde angestoßen und das erste Glas leer gemacht. In der Ostzone hätte man gesagt „Freundschaft“. Nach Leerung des zweiten Glases habe ich mich wieder verabschiedet.

Ende Juli war es wohl, als des einen Tages ein ganzer Trupp Zivilisten, Männer, Frauen und Kinder, vom Bahnhof her in unser Dorf kamen. Der Leutnant hatte sie kommen sehen. Ich wußte, daß es Polen waren, welche gedachten sich hier anzusiedeln. Zu diesem

Zeitpunkt wurde mir zum ersten mal klar, was ein russischer Offizier vor Wochen zu mir sagte: „ Es ist besser, ihr gebt es uns, als wenn euch die Horden dann alles wegnehmen“. Nun waren diese Horden angelangt, zerlumpt und schmierig, kamen sie langsam dahergeschlichen. An diesem Tage begann sich unser Schicksal zu vollenden. Der Leutnant kam zu mir, ich stand im Hof und sah die Ankommenden. Er frug mich, was das wohl für Leute sind. Auf seine Frage antwortete ich ihm, daß es Zivilisten wären. Er ging zurück zur Wache und fuhr ihnen mit dem kleinen Kastenwagen entgegen, und forderte sie zur Rückkehr auf, worauf sie wieder zum Bahnhof zurückgingen. Wie mir der Leutnant später sagte, sollten in den Grenzorten keine Ansiedlungen vorgenommen werden. In den folgenden Tagen und Wochen kamen noch öfters Aussiedlungslustige, erkundigten sich über Größe und Wert der einzelnen Wirtschaften und gingen wieder. Mitte August jedoch, kam die Ansiedlung in Gang und das Ende unserer Selbständigkeit war herangekommen. Als dann Josef Tautz im Sommer ins polnische KZ nach Glatz abgeholt worden war, mußte sein Haus von den Mietern geräumt werden. Frau Nikolai zog zu ihren Eltern, während Frau Neumann und Frau Tautz selbst ins Zollbeamtenhaus einzogen. Nach der Räumung zog dann die Wache in das Haus ein. Räumlichkeiten waren genügend vorhanden, an Stallungen fehlte es jedoch. Aus diesem Grunde mußte ich dann in dem Materialschuppen Stallungen für die Pferde herrichten. Für diese Arbeiten erhielt ich sogar Bezahlung, allerdings in Reichsmark, welche damals schon fast keinen Wert mehr hatten. Des Öfteren war ich noch in diesem Hause, um kleine Arbeiten zu verrichten, welche mir aufgetragen wurden. In Küche und Keller hatten die Frauen Wilsch und Römer ihre Arbeiten um die Mägen der Soldaten zufrieden zu stellen.

Eines Sonntags wurde ich ans Telefon geholt, welches die Wache in ihrem Hause hatte, damit nicht ein Unberufener ein Gespräch führen konnte. Ich sollte dem, damals noch deutschen Bürgermeister in Lewin, einen Bericht abgeben betreffend der Ablieferung von Getreide an die Russen. Der Soldat am Apparat wollte mir Verbindung herstellen, hatte jedoch keine Ahnung von Telefon. Als er es nicht zu wege brachte, lies er mich hinzu, ich brauchte die Nummer 333, so daß die Angelegenheit schnell erledigt war. Anschließend mußte ich zum Leutnant in sein Zimmer kommen, wo selbst er mit einem Soldaten zusammen saß, es schien sein Adjutant zu sein. Ein Stuhl wurde mir angeboten, Kaffee, Kuchen und Torte wurden serviert und ich sollte zureichen. Gewiß hat es geschmeckt, denn so etwas hatte ich schon lange nicht mehr gesehen, viel weniger gegessen. Trotz alle dem habe ich nicht viel gegessen, denn es war mir alles so fremd, ob wohl ich alle gut kannte. Es waren ja unsere Gegner gewesen und waren es an demselben Sonntag auch immer noch. Nachdem ich mich bedankt und verabschiedet hatte, bin ich gern wieder nach Hause gegangen, um den Sonntagabend in meiner Wohnung verleben zu können. Zu diesen Annehmlichkeiten, wie man so sagen möchte, folgten immer genug Unannehmlichkeiten, welche auch ertragen werden mußten.

Diese Wache war noch bis zum Herbst hier, wo es immer noch erträglich gewesen war. Ihr Leutnant hatte sich zur Miliz gemeldet.

Wieder kamen andere, es waren jüngere, ebenso der Leutnant ein hochgewachsener junger Pole. Sie standen in keinem Vergleich zu ihren Vorgängern. Der Deutschenhaß sah förmlich aus ihren Augen. Fast alle unserer Bauern haben ihre Gummiknüppel zu spüren bekommen. Aus irgendeinem nichtigen Grunde wurden sie zur Wache bestellt, mußten sich dort auf eine Bank legen und erhielten ihre Schläge als Strafe für das, was sie nie getan hatten. Ernst Kastner, mein Nachbar, schon ein alter Mann, mußte nach Lewin auf die Jugendburg kommen. Er wurde zu diesem Zwecke vom Dominium Gellenau abgeholt, wo er mit seinem Kuhgespann beim Pflügen war. Die Jugendburg war das Lager der früheren Hitler-Jugend. Auch Kastner wurde dort ohne einen Grund verdroschen, daß er längere Zeit nicht sitzen konnte.

Diese Wache hat sich an den Deutschen in jeder Hinsicht gerächt, sei es durch Schläge, oder sonstige Schikanen, denn ihnen war ja alles erlaubt, wobei den Deutschen kein Recht zustand. Diesem Gebaren war es wohl in der Hauptsache auch zuzuschreiben, daß bei der Außsiedlung am 28. März 1946 niemand zurückbleiben mochte, obwohl einige Familien im Besitz der gelben Papiere waren, welche berechtigten in der Heimat zu bleiben. Bis auf wenige Alte und Kranke haben an diesem Tage alle ihre Heimat verlassen. Sie alle sind heute froh, damals schon diesen Schritt getan zu haben. Die Zurückgebliebenen wurden im Herbst desselben Jahres noch ausgesiedelt. Sie kamen in die Sowjetzone. Seit diesem Herbst ist unser Heimatort von Deutschen vollständig leer und die polnische Wache, soweit sie noch dort stationiert ist kann nur noch ihre eigenen Leute drangsalieren.

21. Am Tag der ersten Vertreibung.

Es war am 26. Juni 1945 als morgens nach 6 Uhr ein Bote zu mir kam und mir sagte, ich solle sofort nach Lewin zum Bürgermeister kommen. Sogleich machte ich mich auf den Weg. In der Stadt angekommen, fiel mir die Aufregung der Bewohner auf. Den Grund hierfür hörte ich gleich. „Wir müssen heute noch fort“, so oder ähnlich sagte man mir. Das war ja schließlich Grund genug um aufgeregt zu sein. Ich ging zum Rathaus, wo noch der deutsche Bürgermeister Paul Lux im Amt war. Er schilderte mir die ganze Geschichte kurz, wonach wir um 12 Uhr mittags ausgesiedelt werden sollten. Nur der Bürgermeister, die Handwerker, sowie einige Bauern sollten zurück bleiben. Die Zeit war kurz und ich machte mich wieder auf den Heimweg. Wie schnell diese Bekanntmachung den Weg durchs Dorf nahm brauche ich nicht zu schildern, denn so etwas war ja auch noch nicht dagewesen. Mich selbst betraf ja diese Angelegenheit noch nicht, da ich ja als Bürgermeister noch zurückbleiben mußte. Auch hatte ich gar keine Zeit zur Verfügung, mich etwas auf die Wanderung vorzubereiten. Die Wanderung sollte eine lange werden, da der Weg

zu Fuß nach „Deutschland“ zurückgelegt werden sollte. Alte und kranke Leute sollten mit Pferdefuhrwerken dorthin gefahren werden. Den ganzen Vormittag wurde meine Stube nicht leer von Leuten, denn dauernd waren polnische Soldaten bei mir, um den Abtransport der Aussiedler zu organisieren. Ein Leutnant sagte auf ziemlich gut deutsch zu mir: „Wir sind doch eure Beschützer“. Was man in diesem Falle unter „Beschützer“ denken sollte, ist mir bis heute noch ein Rätsel geblieben. Alle Personen wurden aufgeschrieben, welche für die Aussiedlung in Betracht kamen. Drei oder vier Bauernfamilien und ich sollten zurückbleiben, um das vorhandene Vieh zu versorgen. Unterdessen war es kurz vor Mittag geworden, als Frau Neumann aus der Stadt zu mir kam und sagte, daß die ganze Sache vom russischen Kommandanten abgeblasen wäre und alle sollten hier bleiben. Als ich diese Benachrichtigung den polnischen Soldaten nun mitteilte, wurde mir nicht geglaubt und die Aktion lief weiter. So war der Mittag herangekommen und noch niemand war marschbereit. Ich wurde nun aufgefordert mit den Soldaten ins Dorf zu gehen und die Deutschen zu veranlassen, sich an der Straße zu sammeln. Man hatte mir die Liste in die Hand gedrückt und ich mußte wohl oder übel mitgehen. Natürlich hätte ich gern gewußt, ob die Aussage der Frau Neumann ihre Richtigkeit hat. Telefonieren konnte ich nicht und sonst konnte mir niemand Gewißheit verschaffen. Mein Trachten war nun selbst nach Lewin zu gehen um mich zu erkundigen. Unter dem Vorwand ich hätte zu Hause was vergessen, ging ich von den Soldaten weg, ihnen die Liste zurücklassend. Sie schienen jedoch sehr skeptisch mir gegenüber zu sein. Mein Weg führte mich nun nach Lewin, über die Felder, um nicht angehalten zu werden. Auch in Lewin ging ich hinten weg. Als ich jedoch in Ring-Nähe kam, sah ich vor dem Rathaus einige Soldaten stehen, welche nicht hinein konnten, weil Mittagspause war. Es waren vier oder fünf Mann, mit welchen ich den ganzen Vormittag in meiner Wohnung zusammen gewesen war. Auch sie wollten sich wahrscheinlich erkundigen, ob die Aussiedlung abgeblasen sei. Da zur Mittagszeit der Bürgermeister in seiner Wohnung zum Essen war, ging ich dorthin und hörte von ihm, daß alles seinen alten Gang weiter gehen solle, wie es der russische Kommandant befohlen hatte. Also schlug ich beruhigt wieder den Weg nach Järker ein, wußte jedoch nicht ob ich dort von den Polen, während meiner Abwesenheit gesucht worden bin. Vor meinem Hause angelangt, sah ich ein Fahrrad stehen. Also mußte noch ein Soldat darin sein, denn die Deutschen hatten schon längst kein Fahrrad mehr. Als ich die Küche betrat, saß ein Soldat am Tisch und war beim Essen. Über sein Verhalten mir gegenüber war ich gespannt. Doch der Esser war ganz friedlich. Als er die Eier, welche ihm meine Frau zurecht gemacht hatte verzehrt hatte, frug er, was zu zahlen sei. Es war der einzige, welcher seine Zeche bezahlen wollte, denn noch nie hatte ein Pole nach einem Preis gefragt. Er zahlte 50 Rpfg und ging seinen Weg. Später konnte ich erfahren, daß diese Austreibungen in vielen Orten vorgekommen waren. Als die so Vertriebenen manchmal einen halben Tag dann unterwegs waren, konnten sie wieder nach Hause gehen, fanden aber immer ihre Häuser nur

noch ausgeplündert vor. Um die Plünderungen in Ruhe vornehmen zu können, hatte man die Leute „nach Deutschland“ geschickt. Bei uns war auch eine bestimmte Marschroute vorgeschrieben, welche aus den aufgehängten Plakaten ersichtlich war und bis an die Lausitzer Neiße führte. Mit solchen Tricks wurde gearbeitet, um so die deutsche Bevölkerung mürbe zu machen. Viel ist uns am 26. Juni erspart geblieben, durch den Befehl des russischen Kommandanten, welcher in letzter Stunde die Vertreibung abgeblasen hatte. Noch dreiviertel Jahre war uns seit diesem Tage die Heimat vergönnt. Es war noch eine Zeit schwerer Schikanen, die wir noch erleben mußten.

22. Erste Begegnung mit der Miliz.

Als die Miliz, die polnische Polizei, in Lewin ihren Einzug gehalten hatte, waren die Ansichten der Deutschen ihnen gegenüber sehr geteilt. Einige dachten, daß etwas Ordnung und Gerechtigkeit mit ihnen einkehren würde, andere dachten an noch schwerere Maßnahmen, gegenüber uns Deutschen. Letzteres hatte sich leider bewahrheitet. Des einen Tages suchten sie mich auf. Es waren zwei Milizianten, der Kommandant, ein mittelgroßer Mann, soll, wie ich später erfahren konnte, als Jude im KZ gewesen sein. Sein Name „Silberstein“ deutete auf jüdische Herkunft. Der andere ein großer, starker Kerl, welcher mit dem Gummiknüppel auf Deutsche umzugehen verstand und auch genügend Proben seiner Schlagkraft abgelegt hat. Die erste Frage des Kommandanten an mich war: „Sind sie der Bürgermeister von Järker“, und ich bejahte. Die zweite Frage war folgende: „Waren sie bei der Partei, Waren sie bei der SS, Waren sie bei der SA, Waren sie beim Volkssturm“ usw. Alle diese Fragen habe ich verneint. Noch einige belanglose Worte wurden an diesem Tage gewechselt und sie gingen wieder ihre Wege. Noch oft waren die beiden bei mir und immer mußte ich damit rechnen, selbst einmal abgeholt zu werden, um den Leidensweg zu gehen, wie so viele andere ihn gegangen sind, nicht wenige sind dabei den Quälereien und Mißhandlungen erlegen. Hiervon könnten die KZ Lager in Glatz, wo deren sechs bestanden und in den anderen Städten Schreckenstaten erzählen. Gottlob ist mir so etwas erspart geblieben.

23. Die polnische Ansiedlung.

Obwohl schon viel Ansiedlungslustige hier im Ort gewesen waren, hatte sich noch niemand entschlossen hier zu bleiben. Der halbe Monat August war vorüber, als des einen Tages, es war ein Sonnabend, drei Parteien ankamen, welche hier zu bleiben gedachten. Die ersten kamen zu mir. Es waren zwei junge Leute, vielleicht 20 Jahre alt. Sie sahen sich alles an, Wohnung und Stallung, schrieben sich den Viehbestand auf, frugen dies und jenes und gingen dann wieder los. Die zweite Familie, auch junge Leute, gingen bis zu Welzel Ernst II., wo sie dessen Wirtschaft beschlagnahmten und die letzten gingen zu meinem Schwager Ernst Feist, wo sie das selbe taten. Der letztere hieß Roman, was wohl sein Vor-

name war, die Frau mit welcher er ankam hatte ihren Mann beim Militär, welcher jedoch später entlassen wurde und zu seiner Frau kam, so daß Roman, ihr Liebhaber weichen mußte. Der zweite von den drei Paaren war Willi, seine Frau hatte ein Kind und ihre Eltern waren früher Deutsche gewesen. - Mein „Verwalter“ hieß Pawel Ocerlewitz und war aus Lemberg. Nach seinen Angaben hatten ihn Deutsche nach der Besetzung von Lemberg dort von der Straße weggeholt und nach Deutschland gebracht, seine Braut, Maria Bemadowa, war vierzig km hinter Krakau zu Hause. Diese beiden hatten in Lagern in der Landwirtschaft gearbeitet und sich dort kennen gelernt. Nach Kriegsende, als die beiden auf dem Wege in ihre Heimat waren, wurden sie, als sie bereits in Oberschlesien angelangt waren, von den polnischen Behörden wieder zurückgeschickt, um sich irgendwo anzusiedeln. So waren sie nun bis in unsere Grafschaft gekommen und hatten den Weg nach Kaltwasser eingeschlagen, wo es ihnen wohl nicht gefallen hatte. Aus diesem Grunde kamen diese Leute dann in unser Dorf. An diesem ersten Sonnabend gingen sie wieder fort und kamen am folgenden Montag wieder. Mein Schwager Ernst Feist mußte seinen Wagen anspannen und ihr bischen Gepäck, welches noch auf dem Bahnhof lag von dort abholen. Als Wohnraum beschlagnahmten die beiden Fremden meine schöne, im Jahr 1932 gebaute Dachstube, in welcher unsere Kleiderschränke, Stubenschrank, Vertiko, Kommode mit Spiegel, 1 Bettstelle komplett und vieles andere vorhanden war. Eine zweite Bettstelle mußte noch dazu gestellt werden. So konnten sie nun leben. An Essen und Trinken hat es ihnen nicht gefehlt. Um Arbeit haben sie sich nicht gekümmert, denn diese wurde ja von uns gemacht. Während der Ernte kamen sie ab und zu auch auf das Feld, sahen uns zu und neckten sich miteinander. Des Sonntags gingen sie zur Kirche, wo um 11 Uhr für die polnischen Leute Gottesdienst abgehalten wurde. Das Mittagessen mußte Sonntags von uns zubereitet werden, damit sie gleich essen konnten, wenn sie zurückkamen. Fleisch, Mehl und Zutaten wurden von ihnen dazu geliefert, natürlich von unseren Beständen, denn selbst hatten sie ja nichts. Da die erste Zeit noch ein gewisses Einvernehmen zwischen uns und den beiden Fremden bestand, fiel auch von ihrem Mittagstisch des Sonntags etwas für uns ab und wenn er gute Laune hatte, gab es sogar noch eine Zigarette, vorausgesetzt wenn er welche besaß. Die Freundschaft hat jedoch nicht lange gewährt, denn die polnischen Behörden übten einen Druck auf ihre Untertanen aus, welchen wir dann wieder zu spüren bekamen. Zwei polnische Parteien hatten sich herausgebildet, es war die PPR⁹ die kommunistische Partei und die PPS¹⁰ die Sozialistische polnische Partei. Jede der beiden Parteien hatte ihren Vorsitzenden. Mein Verwalter, kurz gesagt der Pawel, auf deutsch Paul, war Führer der PPS. Er hielt seine Parteiversammlungen in meiner Küche ab, wozu auch gelegentlich ein Redner aus Lewin oder Kudowa zugegen war. Während dieser Tagungen wurden wir aus unserer Küche verbannt. Erst nach Beendigung der

⁹ Polska Partia Robotnicza (Polnische Arbeiterpartei)

¹⁰ Polska Partia Socjalistyczna (Polnische Sozialistische Partei)

Sitzung, bei welcher auch dem Wodka zugesprochen wurde, konnten wir unsere Küchenarbeit am Abend beginnen. Später fanden diese Versammlungen im Gasthaus „Zum Bergfrieden“ statt. Die in Stein gearbeitete Aufschrift am Giebel des Gasthauses „Gasthaus zum Bergfrieden“ mußte abgestemmt werden, dafür kam ein 5m langes Schild hin, mit der Aufschrift: Polnische Sozialistische Partei. Dieses Schild mußte ich anfertigen, mit der polnischen Schrift versehen und anbringen. Die sozialistische Partei war stärker als die kommunistische, daher beanspruchten sie auch den Saal für ihre Parteizwecke und Vergnügungen. Im Saal mußte ich noch eine Theaterbühne von dem vorhandenen Bauholz des Maurers Felix Oppitz aufbauen. Für uns Deutsche war der Besuch dieser Vergnügungen von Seiten der Polen streng verboten. In Lewin bei Machatschke- im Gasthof „Zur Wilhelmshöh“ mußte ich auch eine Theaterbühne mit meinen Berufskollegen aus der Stadt bauen helfen. Hierzu wurde das Holz von Stellmachermeister¹¹ Klesse aus dessen Lager schuppen geholt und verarbeitet. Nägel waren knapp und mußten erst gerade geklopft werden. Natürlich gab es für unsere Arbeit weder Essen noch Lohn, auch Klesse war von seinen Brettern unentschädigt befreit. Nach und nach waren alle Betriebe in polnische Verwaltung gekommen. Unsere Rechte schmälerten sich zusehends, während die der Verwalter sich immer breiter machten. - Als dann noch jede Schlüsselgewalt von den Polen ausgeübt wurde, waren wir in unseren Häusern völlig recht- und machtlos, denn jeder Raum war ihnen zugänglich und stand unter Kontrolle. Streng verboten war auch armen oder hungernden Deutschen etwas zu schenken oder zu verkaufen. Dafür kamen Angehörige der Polen aus Zentralpolen an und schleppten Vieles weg, an Bekleidung und Lebensmitteln, in ihre Heimat. Von meinem Verwalter die Schwiegereltern waren auch eine ganze Anzahl Tage hier, paßten auf, daß nichts verloren gehe und fuhren dann bepackt wieder nach Hause. Der Alte half auch im Herbst beim Dreschen und sein Schwiegersohn, der Pawel, zeigte ihm „seinen Betrieb“ mit den Errungenschaften. Während des Dreschens gab es für uns eine kleine Unannehmlichkeit. Im Roggen hatten sie einen kleinen Topf von 1 - 1½ Ltr. mit eingelegter Butter gefunden. Es war uns nicht mehr möglich gewesen diesen beiseite zu schaffen, welchen wir in der Russenzeit dort versteckt hatten, um im Notfalle einmal etwas Butter zu haben. Dieser Topf mit Inhalt hatte viel Staub aufgewirbelt. Nur mit Mühe konnten wir, besonders meine Frau den polnischen Zorn durch gute Worte wieder eindämmen. Der jungen Polin hatten wir es öfters zu verdanken, daß uns ihr Pawel nicht vor die Miliz gebracht hat. Einmal hatte meine Frau der Nachbarin Frau Knappe, welche krank war, ein paar Eier gegeben. Diese Eier hatte Pawel bei Frau Knappe im Keller gefunden. Befragt nach der Herkunft der Eier hatte die Frau geantwortet, daß sie von

¹¹ Der Beruf des Stellmachers entstand im frühen 19. Jahrhundert aus den beiden Berufen Rademacher und Wagner. Während die Rademacher sich zuvor auf die Produktion von Wagenrädern spezialisierten, fertigten die Wagner die Wagengestelle.

Grüger wären. Als Pawel an diesem Tage nach Hause kam, machte er mir Vorhaltungen deswegen und sagte mir unter Anderem: „Ich bin der Bauer“!

Das ausgedroschene Getreide wurde dann nach und nach verkauft, ohne daß man davon selbst etwas zum Leben hatte, denn alles außer Kartoffeln mußten wir uns erbetteln, obwohl die Arbeit von uns allein gemacht worden war. Die Polen waren angewiesen, den Deutschen nur ein kleines Quantum an Lebensmitteln zu geben, für die Arbeit, welche von uns ausgeführt werden mußte. Auf Grund eines polnischen Erlasses, konnten schon vor der Ausweisung Deutsche nach „Deutschland“ ausgesiedelt werden, welche den Ansprüchen ihrer Verwalter nicht gerecht wurden. Einen solchen Erlaß zeigte mir Pawel im Herbst 1945, als im Dorfe an einer Stelle es zwischen Deutschen und Polen nicht mehr klappen wollte. Zu jener Zeit, es war während der Kartoffelernte, schien mir so etwas noch nicht verständlich, daß ein Deutscher nach Deutschland aus gesiedelt werden konnte, da wir doch in Deutschland lebten.

Ein anderes mal war es wieder, als Polen von auswärts sich mit einem Pferdefuhrwerk sich im Orte aufhielten, wahrscheinlich um etwas einkaufen zu wollen. Von diesen Polen frug mich einer, welcher gut deutsch sprach: „Wann werdet Ihr in Euer Vaterland fahren, Euer Vaterland ist doch Brandenburg“! Auf diese Frage konnte ich natürlich keine Antwort geben, denn was sollte ich in dieser Hinsicht unter Vaterland verstehen? Gewiß ließ man sich so einer Frage oft genug durch den Kopf gehen, das Ergebnis wurde uns ein halbes Jahr später, im Frühjahr 1946 klar genug gemacht.

24. Übernahme der Amtsgeschäfte durch die Polen.

Von den drei polnischen Familien, welche Mitte August sich als erste bei uns ansiedelten, übernahm Willi, welcher bei Ernst Welzel II die Verwaltung übernommen hatte, als Soltis¹² (Schulze) die Gemeindegeschäfte. Da derselbe für dieses Amt in keiner Weise fähig war, übernahm nach elftägiger Dienstzeit mein Verwalter, der Pawel, die Geschäftsführung. Obwohl ich dieses Amt noch weiterhin versah, repräsentierte er sich als Soltis. Diese Repräsentation erstreckte sich im Besonderen auf Abgabe von Naturalien verschiedenster Art von den Bewohnern, was dann von ihm in Alkohol umgesetzt wurde. Mit einem deutschen Karabiner schoß er hinter Mensch und Tier daher, denn er verfügte uneingeschränkt über alle Dorfbewohner, ob Deutsche oder Polen. Als dies den Polen zu bunt wurde, verklagten sie ihren Soltis bei der Miliz. Nach elfwöchentlicher Amtszeit wurde er am 9. November 1945 von der Miliz vorgeladen. Dort kam er in Arrest. Nach drei Tagen wurde die Waffe, welche von seiner Frau und den Nachbarn gefunden worden war, der Miliz abgeliefert. Ich selbst war von der Miliz vorgeladen worden, um in dieser Angelegenheit eine Aussage zu machen. Um 2 Uhr war ich vorgeladen, es war Abend geworden und um 7

¹² sołtys = Dorfschulze, Ortsvorsteher

Uhr schickte man mich wieder nach Hause mit der Bemerkung, daß ich am nächsten Tag um 9 Uhr wieder anwesend sein solle. Am folgenden Tage als ich wieder fast drei Stunden vergeblich gewartet hatte, schickte man mich wieder nach Hause, ohne daß eine Frage an mich gestellt worden wäre. Es war für mich eine Befreiung, denn man ging aus diesem berüchtigten Hause lieber heraus, als wie hinein. Es handelte sich m. E. nur um die Herbeischaffung des versteckten Karabiners, welcher dann von den Polen abgeliefert worden war.

Während der Haftzeit des Pawel, war derselbe als Soltis abgesetzt worden und für ihn ein anderer ernannt worden. Der neue wohnte bei Ernst Welzel I im Oberdorf. Der alte Gemeindevorstand mit seinen alten Akten und Geschosbüchern¹³, wurden abgeholt und nach dem Zollbeamtenbüro gebracht, wo dann das Gemeindebüro aufgeschlagen wurde. Das Schlesische Jahrbuch in welchem aus allen Gemeinden Schlesiens wichtige Angaben geschildert waren, konnte ich in einem unbewachten Augenblick an mich nehmen und vorläufig sicherstellen. Die neueren Aktenstücke, soweit sie noch vorhanden waren, und bis zuletzt sich im Gebrauch befanden, lagen in meiner Schlafstube, so daß sie der Abholung entgingen. Die Verantwortung für diese noch vorhandenen Aktenstücke trug der Pawel, welcher ja der letzte Soltis gewesen war. Auf meine Frage an ihn, ob diese Akten auch an den neuen Soltis abgegeben werden sollten, antwortete mir Pawel, ich solle sie verbrennen. Obwohl schon vor der Besetzung viele Hefter im Ofen verschwunden waren, wanderte nun auch dieser ansehnliche Rest diesen traurigen Weg. Diese Schriftstücke sollten dann dem neuen Bürgermeister übergeben werden und ich mußte deshalb öfter zu ihm ins Büro kommen, um nach verschiedenen Sachen zu suchen. Mein Einwand war stets, daß durch den Umzug alles durcheinander geraten sei und ich mich nun nicht mehr auskenne. In dieser Hinsicht hatte ich doch unseren Gästen ein nettes Ding gedreht, denn es fehlten dann die Personennachweise, die Bodenbenutzungsunterlagen und so vieles andere, was für eine geordnete Verwaltung von besonderer Wichtigkeit ist. Zum Glück waren der Soltis und seine Genossen nicht so rabiät, wie so viele andere es waren. So lief alles immer gut ab.

In Lewin war mit der polnischen Ansiedlung auch ein polnischer Bürgermeister (Burmistrz¹⁴) eingesetzt worden. Die ersten Sitzungen des polnischen Bürgermeisters mit den deutschen Bürgermeistern aus den umliegenden Ortschaften fanden in Kudowa statt. Von Anfang September an fanden diese Sitzungen an jedem Sonnabend in Lewin im Rathaus statt. Zuerst waren es der polnische Bürgermeister und die deutschen Bürgermeister der umliegenden Ortschaften, welche an den Sitzungen teilnahmen. An den weiteren Sitzungen nahmen dann auch die von Zeit zu Zeit ernannten polnischen, der anliegenden Ge-

¹³ Steuerverzeichnisse

¹⁴ burmistrz = Bürgermeister

meinde Soltis teil. Es war ein buntes Durcheinander. Aus manchen Gemeinden waren es noch die deutschen aus anderen die polnischen, aus einigen die polnischen und die deutschen Gemeindeleiter. Mit dem Anwachsen der Polen, verringerten sich die Deutschen, so daß nach und nach kein Deutscher mehr zu erscheinen hatte. Ende Oktober bis Anfang November war dann alles polnisiert.

25. Polnische KZ.

Wie schon erwähnt, wurden „Vergehen“ der Deutschen gegenüber den „Verwaltern“ möglichst an Ort und Stelle gesühnt. Weitere dann bei den Wachen oder bei der Miliz, wo der Gummiknüppel eine große Rolle spielte. „Schwere Verbrecher“ kamen ins KZ nach Glatz, wo es sechs derartige Strafanstalten gab. Das Gefängnis in der Gartenstraße reichte bei weitem nicht aus, so daß weitere Gefängnisse in Kellern eingerichtet wurden. So in der Kommandantur, in der Grünenstraße, Wagnerstraße und Zimmerstraße. In diesen Räumen sind eine große Anzahl Gfafschafter gequält, oder zu Tode gemartert worden und liegen irgendwo hinter den Außenmauern vergraben. Aus unserer Gemeinde war nur einer, es war Josef Tautz, welcher von Ende Juni bis Anfang November 1945 dort einquartiert war, angeblich wegen Mißhandlung von Ostarbeitern, welche in der zum Teil auf Rüstung umgestellten dierigschen Textilfabrik arbeiteten.

Es war Ende Juni als eines Sonnabends gegen sechs Uhr abends ein polnischer Zivilist zu mir kam, welcher sich als Geheimpolizist in deutscher und polnischer Schrift auswies, desgleichen trug er in der Tasche auch ein diesbezügliche Armbinde. Er frug mich, ob ich den Josef Tautz kenne, wie er aussah, ob er eine Brille trug, wie er im Dorf in politischer Hinsicht gewesen ist und verschiedenes andere noch. Ob er bei der SS gewesen ist und wie er gegen bzw. zu den Ostarbeitern in der Fabrik, wo selbst er Oberwachmann gewesen war, gestanden hat. Soweit es mir irgend möglich war, habe ich ihm ein gutes Leumundszeugnis ausgestellt. Betreffend der Behandlung der Ostarbeiter in der Fabrik, habe ich erwidert, daß ich davon keine Kenntnis hätte, da der Zutritt Unbefugten in die Fabrikräume streng verboten war. Im Anschluß an diese Verhandlung bat er mich, ihm ein Stück Butter und ein paar Eier besorgen zu wollen, bis er zurückkäme.

Sein Weg führte nun zur polnischen Wache und von da in die Wohnung von Josef Tautz. Die Wache spannte einen kleinen Kastenwagen an. Nach einer Stunde fuhr man Josef Tautz nach der Stadt Lewin, wo er dann am nächsten Morgen, Sonntag früh, mit der Bahn nach Glatz gebracht wurde. Nach dem Abtransport kam der Geheime wieder zu mir, holte die Butter und Eier ab, welche auch von ihm bezahlt wurden. Er gab mir die Aufforderung, mit zwei Wachsoldaten eine Haussuchung bei Tautz vorzunehmen. Die Haussuchung war Sache der Soldaten, während ich achten sollte, daß diese sich nichts aneigneten. Alles wurde nun gründlich durchsucht, Betten, Schränke und Kästen, sei es in Kü-

che, Stube, Keller oder Boden. Nicht das Geringste wurde gefunden und die Arbeit war somit erledigt. Wir traten den Heimweg an. Während dessen hatte die Miliz in der Stadt, welche im Hause des Maurer- und Zimmermannmeisters Blau stationiert war, von dieser Inhaftierung Kenntnis erhalten. So kamen nun auch die zwei Milizianten zu mir ins Dorf. Da ich noch nicht zu Hause war, trafen sie mich mit den Wachsoldaten in der Mitte des Dorfes. Die Miliz wollte eine nochmalige Haussuchung durchführen. Wiederum mußte ich mitgehen, während die zwei Soldaten nach Hause gingen. Noch einmal wurde alles durchsucht, jedoch ohne ein Ergebnis. Bei Frau Neumann, welche auch in dem Hause wohnte, fanden sie in in einer Kiste auf dem Boden eine kleine Schreibmaschine und ein Hitlerbild aus einem Kalender. Das Bild wurde an einem Mast der elektrischen Leitung festgemacht und die Augen Hitlers ausgestochen. Nach Beendigung all dessen, gingen sie mit mir in meine Wohnung, wo auch der Leutnant von der Wache ankam. Meine Frau mußte einen Kaffee für sie kochen und nach längerer Aussprache war alles vorüber. Die Schreibmaschine, welche nur mit einer Hand bedient werden konnte, nahm der Leutnant in Verwahrung.

Als die beiden Milizianten beim Ankommen aus der Stadt gleich nach mir gefragt hatten, hatte meine Frau geglaubt, daß sie auch mich mit Tautz zusammen abholen wollten, was jedoch nicht der Fall war. Als Tautz dann Anfang November aus Glatz entlassen wurde, hat er über seine Erlebnisse im KZ kein Wort verlauten lassen, denn es war den Entlassenen streng verboten worden, über die Vorgänge dort selbst etwas zu erzählen. Erst als er von Rehburg nach Freiburg im Breisgau umsiedelte, hat er mir hierüber sein Herz ausgeschüttet. Er hatte Glück gehabt, daß er noch mit einigermaßen heiler Haut von Glatz weggekommen war. Viele anderen dagegen hat man in den Kellern von Glatz zu Tode gequält und keiner ihrer Angehörigen hat erfahren, wo ihre letzte Ruhestätte gewesen ist. Unter diesen befinden sich auch einige aus Tanz.

26. Weihnachten 1945.

So war auch das Weihnachtsfest herangekommen. Es sollte seitens der Polen ein großes Fest werden. Ein großer Weihnachtsbaum wurde geschmückt mit Lichtern und Süßigkeiten, welche im Einkauf teuer waren. Für uns Deutsche war das Aufstellen eines Christbaumes verboten worden. Meine schöne Krippe, welche von den Polen ausfindig gemacht worden war, sollte nun ihre Stube verschönern helfen. Sie wurde von Pawel aufgestellt. Schon nach der Rückkehr aus dem Arrest war angeordnet worden, daß die Werkstatt geräumt wurde, da es kälter wurde und den Polen ein heizbares Zimmer zustand. Die Hobelbank fand in der Küche ihre Aufstellung, während der Küchenschrank in die Stube und der Gemeindefschrank auf den Boden wandern mußten. Auch die Gemeindeakten, welche zuletzt in Gebrauch waren, kamen in die Stube. Ein Maler mußte die Werkstatt als Wohnstube ausmalen und ein Elektriker mußte für die Beleuchtung der Krippe Sorge tragen.

Für die Deutschen war schon um 6 Uhr abends Christmesse, während für die Polen dieselbe um 12 Uhr stattfinden sollte. Da nach 7 Uhr abends niemand von den Deutschen sich auf der Straße aufhalten durfte, mußte rasch der Heimweg nach der Christmesse angetreten werden. Die große Feier konnte also beginnen. Als ich zu Hause ankam, waren schon die zwei Polen, der Waddek und Josef von Friemel bei uns und sprachen dem Wodka zu. Auch mich beehrten sie mit ihrem Schnaps. Als ich dann in Vaters Stube was essen wollte, kam Pawel und holte mich zum Schnapstrinken. Widerwillig und um den weihnachtlichen Frieden nicht zu stören, mußte ich Folge leisten. Noch ein zweites mal versuchte ich zu entkommen, denn mein Magen war leer, so daß er zum Schnaps trinken nicht eingestellt war. Wiederum holte mich Pawel mit den Worten „Herr Grüger, heute entwischen Sie uns nicht!“ Pawel sprach mich immer mit „Herr“ und „Sie“ an und dies bis zur Ausweisung, ob wohl man von einem friedlichen Einvernehmen längst abgekommen war. So blieb mir denn am heiligen Abend nichts weiter übrig, als mitzumachen. Wir saßen in unserer Küche am Tisch, ich allein mit den Polen der Nachbarn. Die Zeit schlich langsam dahin. Einer nach dem anderen verdrückte sich dann, denn der Alkohol zeigte seine Wirkung. Zuletzt saß ich noch allein mit Willi, dem Verwalter von Ernst Welzel II am Tisch. Dann war ich an der Reihe und mußte das Feld räumen. Pawel und sein Liebchen, denn sie waren immer noch ledig, dann erst im Januar 1946, als es hieß, daß ledige polnische Männer zum Heeresdienst einberufen würden, ließen sie sich standesamtlich trauen, gingen dann in die Christmesse.

Von einem Gabentisch oder einer Weihnachtsfeier war nichts zu sehn gewesen. Sie hatten sogar vergessen die Lichter am Christbaum anzustecken. Ich selbst war der Leidtragende, denn beide Feiertage war ich im Anschluß an diesen Heiligen Abend krank. Die Polen waren ja bedeutend widerstandsfähiger gegen Alkohol, denn ihnen stand der Speiseschrank offen, wogegen wir Deutsche nur das Wenige essen konnten, was man uns noch hochherzig gab und das war nicht mehr viel.

27. Einsegnung der Häuser.

Neujahr 1946 war vorübergegangen. Der Beginn des neuen Jahres, war überall mit Tanz und Allotria begangen worden. Es folgte dann das Fest der Hl. Drei Könige. An den folgenden Tagen wurden dann die Wohnungen der Polen vom polnischen Pfarrer eingesegnet. An einem Tage mit viel Schneematsch besuchten sie auch unser Dorf. Der Pfarrer kam mit zwei Ministranten. Wir waren in der Scheune beschäftigt, als sie auch in unser Haus kamen. Die polnische Wohnung wurde vom Geistlichen eingesegnet. Ob der Geistliche bei dieser Segnung wohl auch an das siebente Gebot Gottes gedacht, welches lautet: „Du sollst nicht stehlen?“ War es nicht alles gestohlenen Gut, über was von den Polen verfügt wurde. Für diese Einsegnung wurde dann noch ein Geschenk in Geld oder Naturalien entrichtet. Wie konnte Gottes Segen auf so eine Familie oder Wohnung herabkommen, wo alles was

drum und dran war deutsches Eigentum war und nur auf gewaltsame Weise in den Besitz oder in die Verwaltung der Polen übergegangen war. Wie konnte ein Segen auf unrechtmäßigem Gute ruhen, denn unser Glaube lehrt uns ganz andere Glaubenssätze. Ein polnischer Pfarrer in Alt-Altmannsdorf, Kreis Frankenstein hat zu diesem Punkte einmal gesagt, daß die Wegnahme deutschen Besitzes keine Sünde, sondern nur Vergeltung sei. Uns dagegen ist gelehrt worden: Vergeltet nicht Böses mit Bösem! Hier aber wurde viel Gutes mit Bösem vergolten, denn die, von den Deutschen gelieferte Arbeit kann man schließlich nicht mit Bösem vergleichen.

Ende Januar 1946 erhielten die Deutschen polnische Grenzausweise. Ein solcher Ausweis kostete 20 Złoty, oder in deutschem Geld 40,-RM. Da ich über Złoty nicht verfügte, war der Verwalter gezwungen 60 Złoty für unsere drei Ausweise zu bezahlen. Der Zweck der Ausgabe der Ausweise war m. E.¹⁵ nur der, die mageren polnischen Amtskassen etwas aufzufüllen, denn die Polen wußten recht gut, daß unsere Ausweisung nicht mehr fern war.

28. Hauskontrolle.

Eine Schikane löste die andere ab. Was in den verfloßenen Monaten an Plünderungen noch nicht erreicht worden war, sollte die Hauskontrolle am 28. Februar durch die Miliz mit Waffen zu Wege gebracht werden. In den Morgenstunden ging die Miliz von Haus zu Haus um das bis jetzt Versteckte für die Polen in Sicherheit zu bringen. Obwohl die Verwalter längst die Schlüsselgewalt über alle Räume im Hause an sich genommen hatten und ihr Zutritt in jede Kammer für sie möglich war. Pawel ging den Kontrolleuren schon entgegen, um diesen wohl noch einige Weisungen zu geben, wo bei mir vielleicht noch etwas zu suchen bzw. zu finden sein könnte. So kamen sie dann auch zu mir. Alles wurde wieder durchsucht und durchgewühlt, Wände wurden abgeklopft, um eventuelle Hohlräume festzustellen. Im Heu waren noch die Fahrräder meiner Frau und meiner Schwester versteckt. Eins von diesen habe ich noch notgedrungen hervorgeholt, das zweite haben sie wohl später gefunden, als wir fort waren und das Heu zu Ende ging. Zuletzt gingen sie noch in meine Dachkammer, wo unter anderem alte Möbelstücke, auch eine alte Wäschemangel stand, welche ich von den Schwiegereltern bekommen hatte. Als alles durchsucht und abgeklopft war, kamen sie bis an die Mangel. Natürlich war dieselbe schwer, da der obere Kasten voll großer Steine war. Schnell mußte ich die alte Mangel abmontieren. Im untern Kasten hatte ich einen Boden eingebaut und Ersteren dann mit fast neuer Wäsche, Gardinen usw. voll gemacht. Mir hat es damals um die schönen Sachen furchtbar leid getan. Nur etwas gab uns der Pole davon zurück, während alles andere in dem Polen seine Stube gebracht wurde, unter dem Vorwand, daß es an die Miliz abgegeben werden müßte.

¹⁵ meines Erachtens

In der selben Dachkammer vermuteten sie hinter einer Bretterwand auch noch versteckte Sachen. Ich wurde aufgefordert, schnell einige Bretter abzureißen. Hier fanden sie jedoch nichts, während ein Stück daneben eine Menge Schuhwerk, das ganze Essbesteck und vieles andere noch versteckt war. Sicher ist es, daß später noch alles ausfindig gemacht worden ist. Der 28. Februar 1946 war einer der schwersten Tage, den uns die „Befreier“ beschert hatten, denn an diesem Tage hatten sie uns von sehr Vielem befreit. Hätten wir gewußt, daß nach genau 4 Wochen alles für uns verloren gehen würde, hätte man auch diesen Tag auch nicht ganz so tragisch genommen. Lange sollte es nun nicht mehr dauern und die Polen hatten dann alles und konnten dann auch über alles nach ihrem Gutdünken verfahren und sich dann die Arbeiten selber machen, die nun schon fast ein Jahr von uns für etwas Essen getan wurden, während sie nur lebten.

V. Teil.

Die Aussiedlung

Da mein Bruder, der Berichtstatter Berthold Grüger am 15. März 1959 nach jahrelangem schwerem Leiden verstorben ist, wollen wir, seine Frau¹⁶ und ich auf seinen Wunsch weiterschreiben.

Hedwig Grüger.

¹⁶ Maria geb. Hasler

29. Erste Berichte in der „Deutschen Zeitung“.

Es war am Dienstag, den 6. März, als meine Nachbarin Maria Tautz mit einer deutschen Zeitung, welche von der Besatzung für die deutsche Bevölkerung heraus gegeben wurde, zu mir kam. Hier stand zu lesen, daß die ersten Aussiedlungstransporte nach Deutschland mit je 1500 Personen Ende Februar probeweise von Breslau abgefahren seien. Wir waren noch der Ansicht, daß vielleicht nur aus großen Städten ausgesiedelt würde, um Platz für Besatzungstruppen zu bekommen. Schon vor dem stand in einer polnischen Zeitung ein Artikel, welcher Pawel meinem Mann zu lesen gab, daß 3 - 4 Millionen Deutsche ausgesiedelt werden sollten.

Da er die tschechische Sprache etwas verstand, konnte ich von dem uns bevorstehenden Kenntnis nehmen. Pawel sagte ja, daß wir im Haus nicht ausgesiedelt werden. Schon im Spätherbst sagte er einmal zu ihm, „wenn die Tschechen kämen, müßtet ihr raus, so aber braucht ihr nicht.“ Es war ja nur Flunkerei was er uns damals erzählte, damit wir einmal ganz unvorbereitet vor der Aussiedlung stehen sollten. Als er sich doch einen Handkoffer aus Sperrholz machte, frug er ihn, zu was er den Koffer brauche, da wir doch hier bleiben würden. Jedenfalls lag eine große Ungewißheit im Menschen über ihr weiteres Schicksal. Die Aussiedlungswelle näherte sich uns immer mehr. Glatz kam dran, dann auch Reinerz, Lewin, Gellenau, Sackisch und Kudowa. Mit diesen waren schon viele Bekannte und Verwandte nach Deutschland unterwegs, wir aber wußten noch nicht, wohin ihre Wanderung führte.

20.3.1966

Die Flucht von Welzel Ernst I

Da die Besitzungen von Ernst Welzel an die Tschechei grenzte und Welzel mit den Nachbarn drüben bekannt war, hatte dieser ungefähr zwei Wochen ehe wir raus mußten den Entschluß gefaßt, wohl schon länger vorbereitet, zu fliehen. Der polnische Verwalter von Welzel machte ein Mittagsschläfchen und schnell wurden alle 3 Pferde vor den Wagen gespannt, er wurde beladen mit Betten, Wäsche, Kleidung, oben drauf etwas Stroh, damit es aussah als wollten sie Reisig hacken. Jeder lief für sich in den Wald nachdem die großen Söhne schnell das Telefon im Beamtenhaus zerschnitten hatten. Als der Bürgermeister erwachte und sah was geschehen war, wurde die Wache alarmiert, aber die Ausreißer waren schon über der Grenze. Die Familie Paul Welzel hatte auch etwas mit aufgeladen und die Tochter Marta die mit 4 kleinen Kindern beim Maurer Tautz wohnte sind zur gleichen Zeit mit abgehauen, im Galopp durch den Wald und glücklich über die Grenze.

Welzel Ernst hat mit seinen Jungens, die schon groß waren in Böhmisches Cerma Holz gefahren und hatte wegen dem Verdienst daraus keine Not zu leiden. Nach 3-4 Jahren sind sie in die Bundesrepublik ausgesiedelt, da sie fürchteten die Jungens müssten in der Tschechei zum Militär. Sie verkauften Pferde und Wagen. Mit dem Geld konnten sie leicht in den Westen kommen und es dauerte nicht lange, so hatten in der Nähe von Frankfurt, wo die Gellenauer Meier waren, sich beide Jungens jeder 1 Haus gebaut, das meiste selbst gemauert und es geht ihnen heute gut. Als sie noch in der Tschechei waren, sind sie noch öfter in ihrem Haus in Järker gewesen und haben dort 1 Schwein und Getreide geholt.

Die Familie Paul Welzel.

Die Familie Paul Welzel ist erst nach 6-8 Jahren in die DDR gesiedelt für sie war es nicht so leicht zum Umsiedeln da sie ja kein Geld hatten.

Die Familie Ratsmann.

Die Familie Ratsmann ist vielleicht heute noch in der Tschechei wo sie nachher auch hin geflüchtet war. Zuerst hat Stephan Rathsmann auch ein Fuhrwerk betrieben. Als jedoch dort Kolchose zustande kam ist sein Fuhrwerk in Staatseigentum übergegangen und er arbeitet mit seiner Familie als billiger Arbeiter in der verstaatlichten Landwirtschaft.

Die Familie Ernst Müller.

Die Familie Ernst Müller ist später als wir ausgesiedelt worden. Sie waren in die Tschechei geflüchtet wo sie sich in der Nähe von Braunau aufgehalten hat, bis sie auch nach dem Westen umgesiedelt ist. In den Grenzdörfern sind viele Familien von Gellenau, Sackisch, Schlaney, Tscherbeney, Birkhagen nach drüben (Tschechei) gemacht. Die meisten sind aber wieder ausgesiedelt, da die Tschechen den Deutschen nicht wohl gesinnt waren.

Der schwarze Tag der Vertreibung.

Der 28. März des Jahres 1946 wird in den Herzen der Einwohner von Järker unvergeßlich bleiben. Am vorhergehenden Tage nachmittags wurde bekannt gemacht, daß am nächsten Morgen um 8 Uhr früh alle Einwohner bis auf wenige die krank waren oder schon vorher nach drüben geflüchtet waren sich an der Dorfstraße mit Gepäck bereithalten sollte. Bis kurz vor Abend mußten wir im Freien arbeiten erst um 3 Uhr ließ uns der Pole ins Haus damit wir etwas zusammenpacken konnten. In dieser kurzen Zeit war es uns nicht möglich an alles zu denken was uns später von Nutzen gewesen wäre. An Lebensmitteln sollten wir auf 14 Tage mitnehmen. Wir erhielten etwas Schrot und ein Stückchen Butter. Es wurde abends in der Pfanne noch ein Brot gebacken. Dazu kam 1 Tlsch. mit Kaffee. Am späten Abend holte Berthold aus der Scheune im Bansen¹⁷ seine Taschenuhr und die Trau-

¹⁷ Lagerplatz in einer Scheune

ringe, welche dort eingegraben waren. Am Morgen wurden die Federbetten in einen Getreidesack gestopft und das Gepäck war fertig. Beim Verpacken der Federbetten fragte Pawel ob wir die Betten auch mitnehmen wollten als Berthold ja sagte hat er nichts mehr gesagt. Obwohl die beiden Polen schon 2 komplette Bettstellen mit Federbetten von uns hatten, hätten sie zu gern auch unsere Betten noch gehabt. Unser Gepäck bestand aus 1 Reisekorb wo Berthold Räder angemacht hatte, einen Handkoffer, 1 Sack mit Betten und 1 Sack mit Wäsche, wo auch noch Jochens Bett mit drin war und jeder 1 Rucksack und 1 Tasche mit Lebensmitteln und 1 Eimer mit Geschirr.

Als wir aus dem Haus gingen sah uns Maria die Polin wehmütig nach und Tränen rollten ihr. Der Pawel war ins Oberdorf wo er dabei war bei der Austreibung. Von Hedwig die Stube war schon versiegelt. Nun begann auch für die Polen ein anderes Leben, denn bis jetzt war die Arbeit in Stall und Feld von uns gemacht worden. Den Abend vorher fragten sie was das Vieh für Futter bekommt. Auch für das Vieh wurde es schlecht, sie werden wohl nicht mehr viel Ordnung gehabt haben. Geweint haben wir nicht als wir aus dem Hause gingen, wir waren wie versteinert und verbittert. Das eine sei noch berichtet, wir durften nur einmal zur Tür hinausgehen nicht noch einmal was holen, hinter uns wurde die Tür geschlossen. Wie ahnten auch nicht, daß es Abschied für immer sei und glaubten nach einer Zeitlang kommen wir zurück.

Eine Stunde hatten wir wohl am Weg gestanden und die wenigen Habseligkeiten neben uns, als die Deutschen aus dem Oberdorf ankamen. Einige Polen hatten die Pferde vorgespannt wo sie die wenigen Habseligkeiten der Ausgewiesenen drauf hatten. Als der Pole von unser Nachbarin Tautz sah, daß die Wagen voll waren, holte er kurz entschlossen die Ochsen raus und wir konnten da mit aufladen. Als wir wegfuhrten sagte er: „Ihr müßtet hier bleiben und wir fort.“ Er war e i n e r von den vielen die das Unrecht einsahen, was an diesen Tagen mit uns gemacht wurde. Unsere Hedwig und paar Familien sollten zu Hause bleiben auch Bartsch Gerhard, aber sie wollten lieber das Los mit uns teilen und nicht länger als Arbeitstiere bei diesen Menschen bleiben. Sie hatten es recht gemacht, denn die im Herbst erst ausgesiedelt wurden kamen in die Ostzone und soweit sie nicht ausgesiedelt sind müssen sie nach 20 Jahren noch ein schweres Los tragen. Die Kolonne der zu Habenichtsen gewordenen Bauern, Arbeiter und Rentner zog nun gemeinsam aus dem schönen Järker aus und den Kopf noch mal zurückwendend nach den Häusern und Feldern nun waren wir alle h e i m a t l o s .

Um die Mittagszeit waren wir in Sackisch am Bahnhof, die Sonne schien warm und waren schon müde von dem langen Weg von Järker bis Sackisch und von den paar Kleidern die wir übereinander angezogen hatten und auch von der doppelten Unterwäsche. Wir schickten Jochen zur Schwägerin Marie, die in den Fabrikhäusern wohnte. Sie brachte uns einen Imbiß und wir nahmen Abschied von ihr auf viele Jahre.

Ein ähnliches Bild hat Berthold im Weltkrieg gesehen, wo Kolonnen von Flüchtlingen zogen, wo die Zivilisten vor dem deutschen Beschuß auszogen und nachher wieder in die Heimat zurückkehren konnten. Dies Bild war ihm immer noch in Erinnerung und er hat nicht geahnt, daß es uns auch so gehen wird.

Als unser Gepäck in Güterwagen verstaут worden war, setzte sich der Zug um 5 Uhr in Bewegung und nur die auf der linken Seite befindliche Schiebetür war etwas geöffnet, sodaß uns der Ausblick auf unser liebes Heimatdorf versperrt blieb als wir den Bahnhof von Lewin passierten. Einige Verwandte bei Berg-Tautzen, Kinder und Schwägerin Hilda die von unser Ausreise Wissen hatten begrüßten und das letzte mal in der Heimat an der Bahnstrecke. Einige Polen fuhren als Reisebegleiter mit, aus unserem Dorf unser Verwalter der Pawel, einer von Kreuzdorf und einer von Kuttel. Die Einwohner dieser drei Dörfer wurden mit uns ausgesiedelt im selben Transport und von Lewin noch der Gastwirt Scholz und Lewandoski¹⁸ Mein Schwager Fritz Tautz brachte die beiden Lewiner Familien mit dem Leiterwagen und ganz wenig Gepäck zum Bahnhof. Wir sprachen noch ein paar Worte mit ihm und er sagte, morgen muß ich mit dem Gespann nach Glatz fahren, paßt auf ob wir uns noch mal sehen und tatsächlich als wir durch die Stadt zum Finanzamt zogen stand Schwager Fritz am Straßenrand und winkte uns noch mal zu – wir sahen ihn das letzte mal.

Im Aussiedlungslager Glatz.

Als wir in Glatz angekommen waren, wurde das Gepäck mit Pferdewagen in den Hof des früheren Finanzamtes gebracht. Es folgte dann die Unterbringung der Flüchtlinge auf die einzelnen Stuben. 35 - 40 Personen wurden listenmäßig erfaßt und erhielten 1 Zimmer. Unter dessen war es dunkel geworden und wir mußten uns beeilen unsere sieben Sachen ins Quartier zu bringen. Für jede Stube war ein Stubenältester ernannt worden. Friemel. Jede Person erhielt die Nummer der Stube in welcher er eingewiesen war, wir hatten die Nummer 30. Diese Nummer mußte sichtbar getragen werden. Als wir dann mit unserem Gepäck an Ort und Stelle waren, war ein schlimmer Tag, an Tragik wohl der größte unseres Erdenlebens vorüber gegangen. Ohne viel zu Essen legten wir uns auf das vorhandene Stroh nieder zur Ruhe.

Am folgenden Tage den 29. März kam dann im Laufe des Vormittags die Kontrolle, welche bei uns zum Glück gut verlief. Im Gepäck wurde nicht viel nachgesehen. Geldbeträge wurden oberflächlich nachgezählt. Jede Person durfte 500 Rentenmark sowie 1 Uhr und Trauringe mit sich führen. Das Mitnehmen von Sparbüchern, Schmucksachen sowie Silbergeld war verboten. Verschiedene hatten Silbergeld bei sich und mußten es abgeben und erhielten dafür eine Bescheinigung nach welcher der Betrag in Deutschland entschädigt

¹⁸ Der Fleischermeister am Ring 10 Konrad Lewandowsky

werden sollte. Es hat natürlich niemand von einer Entschädigung was gemerkt oder gehört. Auch die Mitnahme von polnischem und Alliiertem Geld war verboten. Berthold hatte noch 140 M alliiertes Geld bei sich und kaufte sich bei einem Hausierer Zigaretten das Stck. 1 M und paar Karos Schokolade.

Am Nachmittag vor 3 Uhr wurden 10 Männer nach dem Hauptbahnhof beordert zum Weizen ausladen auch Berthold war dabei. Mit Lastwagen ging es zum Bahnhof. Eine Anzahl Wagons standen da zum ausladen. Die Waggons waren bestimmt aus den Höfen in Schlesien und bis oben voll, sodaß wir nur im Knien einsacken konnten. Als ein Wagon leer war, dachten wir an Feierabend doch weit gefehlt, es kam der 2. Wagon dran. Dann rechneten wir mit Feierabend bei Eintritt der Dunkelheit, doch wieder waren wir betrogen. Man brachte eine Laterne von der Bahn, jedoch ohne Petroleum. Dann brachte man uns Kerzen. An Essen war nicht zu denken, wir hatten uns auch nichts mitgebracht und von polnischer Seite hatten wir mit nichts zu rechnen. Wir baten die polnischen Autofahrer um 1 Flasche Wasser aber sie erwiderten: „Ihr deutschen Schweine“. Erst des Nachts erhielten wir 1 Flasche Wasser. Mittlerweile war es 3 Uhr Nachts geworden, als man uns sagte, wir können mit zurückfahren. Wir fuhren mit zur fr. bäuerlichen Warengesellschaft, wo auch der Weizen hingekommen war. Hier mußten wir ins Büro kommen wo wir 10 Mann einen 500 Złotyschein erhalten sollten. Da wir doch kein Złoty zum wechseln hatten, mußten wir warten bis Kleingeld hergeschafft wurde und wir erhielten jeder 50 Złoty. Von dieser Quälerei hatte er noch oft erzählt. 12 Stunden Weizen ausladen und die Miliz stand dabei ohne Essen und ohnehin schon so abgemagert und krank. Dazu kam noch, daß er 2 Anzüge und 1 Mantel an hatte und an ausziehen war nicht zu denken weil es dann geklaut würde. Der Schweiß ist nur so gerollt. Was habe ich für Angst ausgestanden geweint und gebetet und freute mich von Herzen, als er wieder kam, denn wir wußten ja nicht wo er solange blieb und was sie mit ihnen gemacht hatten. Dann hat er was gegessen und sich zur wohlverdienten Ruhe auf das Stroh gelegt.

Am frühen Morgen wurde dann auf dem Boden des Hauses eine Meßandacht gefeiert und die meisten gingen zur Kommunion das letzte mal in der Heimat. Im Laufe des Vormittags war der Befehl zum Abmarsch zum Hauptbahnhof gekommen. Nun ging es mit unserer kargen Habe zurück zum Hof. Hier standen Pferdefuhrwerke zur Verfügung welche das Gepäck und die alten Leute zum Bahnhof bringen sollten. Wir hatten erfahren, daß die Polen von diesen Fahrzeugen Gepäck runterrissen und damit entschwanden. Das sollte uns nach Möglichkeit nicht passieren. Aus diesem Grunde hat sich Berthold mit 9 anderen Familien zusammen getan und sie luden das Gepäck auf ein bereitstehendes Lastauto. Der Wagen mußte gemietet werden, während die Pferdefuhrwerke gratis fuhren. Die Fahrt sollte zum Hauptbahnhof 1000 RM oder 1000 Złoty kosten. Berthold bezahlte 50 RM und 50 Złoty welche er in der letzten Nacht verdient hatte beim Weizenausladen.

Es war auch verboten polnisches Geld nach Deutschland mitzunehmen. Wir hätten es auch nicht gebrauchen können weil die polnische Valuta ganz niedrig im Kurs stand. Mit 3 Mann hoch oben fuhr Berthold mit zum Bahnhof dort haben sie abgeladen während wir anderen zu Fuß nachkommen mußten. Ein Soldat mit Gewehr ging neben uns. Als dann alle da waren und das Verladen beendet war, ging es wieder in den Güterwagen, dieselben wie wir im Lager in der Stube gelegen hatten. Alle mit der Nummer 30 mußten rein. Nun mußte Berthold wieder das meiste machen. Ich hatte ein entzündetes Bein das Schmerzte schrecklich. Jochen hatte einen bösen Finger unser Opa, ein alter Mann auf den man aufpassen mußte. Hedwig half wo sie konnte und es kostete Mühe und Anstrengung alles zu bewältigen, In unserem Wagen waren nur Leute aus Järker. Nun saßen wir in unserem Wagen und harrten der Dinge, die nun kommen sollten. Mein Bein schmerzte heftig und ich sollte es mit Essigsaurer Tonerde kühlen, es wurde noch schlimmer. Die Frau vom Kahlert Josef gab mir Mehl zum trockenumschlagen, das hat geholfen und die Schmerzen ließen nach. Gott sei Dank,

Die Fahrt nach dem Westen.

Um 5 Uhr am 31.März 1946 setzte sich der Zug in Bewegung. Wohin wußten wir natürlich nicht. Die Fahrt ging über Kamenz, Königszelt und Liegnitz. In Haynau ist die erste Haltestelle. Dann am 1.4. früh und nachmittags Gottesdienst auf dem Bahnhof. Das letzte mal singen wir unsere alten Marienlieder auf schlesischem Boden. Dann gehts weiter über Siedersdorf. Unterwegs wird noch einmal für die polnische Zugwache gesammelt, damit sie uns auf der Reise gut beschützen soll. Auf welche Veranlassung die Sammlung durchgeführt wurde war uns unbekannt. An den geschlossenen Schiebetüren waren von uns welche auf Wache mit Knüppeln, um beim Öffnen durch Fremde zuschlagen zu können, denn es war schon vorgekommen daß kurz vor der Grenze noch mal geplündert wurde.

Am 2.7. kamen wir vormittags in Kohlfurt¹⁹ an. Hier findet die erste Entlausung mit englischem Pulver statt. Der Zug fuhr dann weiter und um 5 Uhr nachmittags verlassen wir beim Überqueren der Lausitzer Neiße, ostdeutsches Gebiet. Die Brücke war durch Holz wieder hergestellt. Die Felder waren durchweg fast unbebaut. Es mag sein daß im Frühjahr noch was angebaut wird. In Wehrkirch gab es ¼ Brot.

Nach dem Verlassen des polnischen Gebietes waren wir die weißen Armbinden los, die wir dauernd tragen mußten. Auch diese war eine fühlbare Erleichterung und wir konnten aufatmen, wir waren in Deutschland. Weiter ging die Fahrt über Hoyerswerda, Wittenberg und Dessau. Bei einem kurzen Halt flog Berthold über einen Baumstumpf und hat sich so an die Brust geschlagen, daß er keinen Atem kriegen konnte. Noch ein paar Wochen hat das gedauert bis die Schmerzen einigermaßen erträglich waren.

¹⁹ pol. Węgliniec

Um 12 Uhr waren wir in Magdeburg, diese Stadt hatte unter Bomben schwer gelitten. Hier erhielten wir $\frac{1}{8}$ Brot und etwas Buchweizen ungekocht. Am späten Nachmittag trafen wir vor der russisch-englischen Zonengrenze in Alversdorf ein. Hier fand eine ärztlich Untersuchung und die zweite Entlausung statt. Ferner wurden wir hier registriert und es wurden unsere Finanzen kontrolliert. Für 200 RM erhielten wir eine Art Flüchtlingschein. Unterdessen war es dunkel geworden als es hieß, daß wir einen anderen Zug besteigen müssen, welcher uns in die englisch besetzte Zone bringen soll. Wieder mußte das Gepäck umgeladen werden. Dabei entsteht ein heillooses Durcheinander, weil die Leute in Personenwagen und das Gepäck in Güterwagen kommt. Der Zug setzte sich in Bewegung, aber weil es finster war konnte man nichts sehen und so wußten wir nicht auf welcher Strecke wir fuhren.

So kamen wir am 3.4. in Nienburg an der Weser an. Hier wurden wir mit Lastwagen ins Lager gebracht zwecks weiterer Einweisung. Hier ist noch einmal eine ärztliche Untersuchung und die 3. Entlausung. Wieder wird registriert und Tautz August und Berthold haben die Dorfbewohner ermahnt zusammenzuhalten, daß wir alle in eine Ortschaft kommen und nicht zerstreut würden. So sind auch alle Leute vom Transport aus Järker nach Rehburg gekommen.

Eine Nacht blieben wir noch in Nienburg. Berthold hatte so heftige Herzbeschwerden, daß er die ganze Nacht im Sitzen verbrachte, auf dem Strohlager und an den Rucksack gelehnt. Am 4.4. 1946 kamen wir mit dem Lastauto nach Rehburg Stadt 20 km südlich von Nienburg wo wir beim Ratskeller ausstiegen.

In der neuen Heimat.

Ein herrliches Frühlingswetter hatte uns auf unserer Reise begleitet und um 12 Uhr waren wir in Rehburg. Wir mußten bald auf das Büro kommen, um uns die Einweisung in die für uns vorhergehende Wohnung abzuholen. Rehburger Kinder mit Handwagen brachten uns in unser neues Heim. Die Ausstattung der Räume war ganz unterschiedlich, für viele trostlos und ganz schlecht.

Wir kamen zu dem Bauern Wilhelm Kloth Hausnummer 96a. Hier empfing uns die Schwiegertochter Anna. Sie wies uns eine geräumige Mansardenstube an, wo sie tags zuvor Getreide rausgeholt hatten. Es war alles staubig und leer und eine steile Treppe führte hoch. Ich habe zuerst das Zimmer saubergemacht, als Mobiliar erhielten wir einen Tisch, 3 Stühle, 1 breites Bett es war Kloth Opas Brautbettstelle gewesen und 1 kleine Garderobe. In der Stube war kein Licht und auch kein Ofen. Die ersten 2 Tage war jeder von den Einheimischen verpflichtet den Flüchtlingen Essen zu geben. Als wir ausgepackt hatten, war das erste uns von dem Läusepulver gründlich zu reinigen. Im Haushalt fehlte so viel was wir nicht mitnehmen konnten. An diesen ersten Tagen kam uns erst so recht zum Bewußt-

sein was wir zuhause hatten. Die erste Nacht in unseren Federbetten brachte uns einen gesunden Schlaf nachdem wir 1 Woche unterwegs waren und wir hatten Ruhe vor Polen und Miliz.

Am 5. 4. war Anmeldung im Ratskeller. Gleichzeitig mußte ein Fragebogen ausgefüllt werden zwecks Arbeit. Am 6.4. gab es Lebensmittelkarten. Am 1 Sonntag ging Berthold mit Kloth Opa zum evangelischen Gottesdienst. Nachmittags um 3 Uhr war katholischer Gottesdienst in derselben Kirche. Den Gottesdienst hielt Pater Tritzen aus Albendorf. Am 9. und 15. wurde in der Schule geimpft. Nachdem die Männer sich etwas erholt hatten ging es an die Arbeit. Berthold hatte sich nicht als Tischler sondern als Landwirt ausgegeben, weil er fürchtete er könnte nach Hannover in die Großstadt geschickt werden, wo Handwerker gesucht wurden. In Städten war die Not an Lebensmitteln groß und wir wollten doch gern hier bei den Dorfleuten bleiben.

Nach 8 Tagen ging Berthold und die meisten Männer in den Wald wo eine Menge Auforstungsarbeiten zu machen war. Nach $\frac{3}{4}$ Jahren bekamen die Männer Entlastung. Für so manche die nicht beim Bauern wohnten, oder wo die Frauen nicht mit in der Landwirtschaft halfen, hieß es bei schwerer Arbeit hungern, denn die Lebensmittel reichten nicht weit. Wir selber hatten wohl satt zu essen, wenn es auch manchmal sehr fettarm war. Dafür habe ich ja von früh bis spät abends in der Landwirtschaft bei Kloth geholfen 4 Jahre lang.

Da ich ganz bei Kloth in Kost war blieb Berthold und Jochen das zugeteilte Brot von den Lebensmittelkarten. Mittagessen bekamen wir alle drei bei Kloth, dafür gaben wir ihne die Lebensmittel die wir zugeteilt bekamen. Ich bekam also für meine Arbeit kein Geld, sondern die Kost und die Wohnung. Ab und zu bekam ich auch von Opa Kloth ein kleines Stückchen Wurst für Berthold. In unserer Stube die ja zuvor als Getreideboden benutzt wurde, gab es ein Problem mit dem Licht. Manchmal bekam ich 1 Ltr. Petroleum auf Bezugschein und von zu Hause hatte ich noch ein paar Kerzen. Weil es kein Material gab bekamen wir erst nach einem Jahr elektrisches Licht. Wir haben uns 2 Jahre in einer Blechbüchse die vom Läusepulver unterwegs aufgehoben hatten gewaschen weil wir keine Schüssel hatten. Bei Suer im Schuppen wo Berthold dann arbeitete hat er unter Gerümpel eine Schüssel wo Wagenschmiere drin gewesen war gefunden und wir hatten dann eine Schüssel.

Kurzberichte von Rehburg.

Anfang 1947 hat sicher Jeder eine andere Arbeit gesucht. In der alten Währung war es noch leicht Arbeit zu finden, da man für den Arbeitslohn nur Lebensmittel erstehen konnte. Mit dem 20. Juni 1948 kam dann die neue Währung nach welcher wir erstmals an Anschaffungen denken konnten. Nach 5 Jahren der Sparsamkeit und Arbeit sind wir in der Lage über eigene Haushaltsgeräte verfügen zu können.

Zuteilungsperiode täglich für Lebensmittel:

285 gr. Kartoffeln, 16 gr. Fleisch, $\frac{1}{10}$ ltr. Milch, 250 gr. Brot, 7 gr. Zucker, 4,6 gr. Kaffee-Ersatz.

Am 20.9. das erstmal Schwerstarbeiter-Karten..

Kurzberichte 1946.

Am 21.4.1946 nachmittags Ausflug zum Steinhuder Meer also Ostersonntag. Am selbem Tag kommt Bittner Franz in Rehburg an und am 30.4. wird dort gestohlen. Auch der Dusselburgerstr. mußten immer Wache gestanden werden, auch Ernst mußte mit.

13.5. 1946 Berthold war mit im Torfmoor für Förster Reiseke.

26.6. 1946 Von heute an Pfarrvikariat Rehburg und vollständiger Gottesdienst.

30.5.1946 Gesternb der 1 Brief an Josef Tautz von Welzel Ernst I welcher nach der Kirche vorgelesen wurde.

1.6.1946 koommt Aulich aus Kuttel zu Besuch zu Kuttlern und erzählt wo Gellenau, Tanz und Dornikau sind auch Schwester Liese.

2.6.1946 einen Brief an Liese an Aulich mitgegeben.

5.6 1946 Nachricht vom Tode von Leo Tautz.

6,6. 1946 Brief an Vater von Hedel Welzel mit der 1 Karte von Ernst vom 3.2. 1946

7.2 1946 Der 1 Brief von Liese 2 Kuchen das 1x für Pfingsten gebacken.

10.6. 1946 1 Postkarte an Ernst in Gefangenschaft mit 25 Worten.

23.6. 1946 Lewitenamt Festpredigt und Prozession um den Marktplatz. Sehr viel Leute und Zuschauer.

27.6. Bildung eines Fluchtlingsbetreuungsausschues.

28.6 1946 kommt Kastner Max aus Italien in Rehburg an.

30.6. 1946 beginnt große Hitze und beim Holz schälen ganz schlimm.

4.,5.,6. Juli bei Kloth im Heu geholfen.

14.7.1946 Kirchenblatt bestellt

4.8. 1946 Es wird ein Adreßbuch der Grafschaft Glatz angelegt.

15.8 1946 Henneke Fritz wird als Hilfsgefangenenwärter nach Bremen vom Arbeitsamt Hannover einberufen.

15.9. 1946 Järker Kirmeß 1 Weißbrot beim Bäcker backen lassen. Bei der Kirche ist Ernst zum Kaffee du und nachmittag Vater und Hedwig.

29.9 1946 1 Amt für die Verstorbenen von Järker.

2.10.1946 kommt Kastner Paul aus Bamberg zur Familie.

6.10. 1946 Postkommunion der Kinder

6.10. 1946 Winterzeit

13.10. 1946 Kreistagswahlen

24.10. 1946 Ofen aufgestellt 1 kleiner Blechofen ohne Rost und Jochen hat ein Rost gesucht in der Schuttkuhle.

25.10.1946 Holz im Forst geholt starker Frost und Fenster gefroren.

26.10. im Kino gewesen das Stück hieß ein Leben lang.

9.11.1946 Telegramm von Tante Marie, Roms Beerdigung.

10.11. 1946 Geburtstagskaffee bei Vater

11.11 1946 krank beim Meier Dr. Tropfen und Tabletten.

20.11. 1946 Büßtuz²⁰ Heute soll das 1x die Deutschlandfrage bei Verhandlungen gestreift werden.

6. 12. 1946 wir feiern Nikolaus in unserer Stube haben 3 Würstchen und 3 Brötchen.

8.12, 1946 Marienfeier abends 6 Uhr in der Kirche.

14.12. 1946 starker Frost -9°C

15.12. 1946 starker Frost -20°C

20.12. 1946 starker Frost -15°C

²⁰ unverständlich

24. 12. 1946 erträgliches Wetter, vom Forst erhielten die Waldarbeiter 1 Christbaum und Jochen stellt seine selbstgebastelte Krippe auf. Um 12 Uhr Christnacht sehr friedlich mit Predigt und Segen. Am Christabend bei uns 1 kleine Einbescherung nach dem Abendessen sollten wir zu Kloth kommen es wurden Weihnachtslieder gesungen und Kloth Heinrich spielte die Zitter dazu.

25. 12. 1946 Besuch von Vater und Hedwig

26.12.1946 waren wir bei Feist abends kam Kastner Paul, Hedwig und Oma Kastner zu uns.

31.12, 1946 Jahresschluß 4 Uhr, Unser Pastor Heinz Schröfel hielt eine eindrucksvolle Predigt. Wir hoffen im Jahre 1947 auf einen gerechten Frieden. Wir wollen nicht zu denen gehören, die keine Hoffnung haben-

1.1.1947 Kloth Heinrich hat seinen 50. Geburtstag.

3.1. 1947 3 Telegramme vom Weferlingen²¹ 1 daß Vater krank ist 1 daß es schlecht steht und 1 daß die Beerdigung ist. Berthold und Jochen gehen zu Ernst nach der Düssell...²² Nachmittags um 4²⁸ Uhr Abfahrt in die russische Zone . Bekam von Kloth 1 ganzes. Brot ½ Pfund Butter und 1 Wurst und am 4. 1. 1947 Beerdigung. Diese Fahrt werde ich auch mein Leben lang nicht vergessen. Diese Angst schwarz über die Grenze und eine Kälte. Niemand konnte uns in Helmstedt sagen wo Werferlingen liegt und wir kamen an als der Vater 2 Stunden beerdigt war. Nach 4 Stunden kam Schwager Gotthard und die Freude war groß, hatten ihn schon jahrelang nicht gesehen. Wir fanden Paul mit Familie vor, die auch fast nichts zu essen hatten. Kartoffeln hatten sie sich noch schnell gestoppelt aber sie hatten keine Fettigkeit und Brot sehr knapp. Die Männer auch Jose war da haben erzählt bis 3 Uhr nachts Am anderen Tag war das Requiem und wir sind alle zur Kommunion gegangen. Da sah ich das 1x Gerhard und Paul ministrieren und habe nicht gedacht, daß aus dem kleinen Paul mal ein Priester wird. Der kleine Georg saß im Kinderbett und schüttelte sich das bischen Milch was sie hatten auf das Deckbett. Die Hilda freute sich so über das Brot, Butter und Wurst was ich mitgebracht hatte und wollte blos dran riechen und es den Kindern lassen. Am 5. Januar 1946 haben wir Hallatscher Leute besucht bei Kaspar, Hanisch, Hoffmann und am 6. Januar hatte Jose den 50. Geburtstag und waren in Walbeck. Mutter Kasper machte für den Geburtstagstisch Kartoffelsuppe und zuvor Brote. Am 7. 1. 1947 früh im Finstern hat uns der Tschischneier Richard bis an den Schlagbaum gebracht bei grimmiger Kälte und sind glücklich ohne Zwischenfall wieder nach Helmstedt gekommen und sind steif gefroren bei kaputten Fenstern im Zug ohne Heizung und von Hannover war kein Fortkommen weil alles eingefroren war. Gegen Dunkelheit waren wir zu Haus

²¹ Weferlingen ist ein Ortsteil der Stadt Oebisfelde-Weferlingen im Landkreis Börde in Sachsen-Anhalt

²² unverständlich

Am 15. 1. 1947 fährt Berthold und Friemel Fritz nach Niemburg zur Bruchoperation.

Am 16. 1. 1947 hatte er Fieber

Am 17. 1. 1947 wird er operiert ein 30 jähriger Bruch schon ganz verwachsen und es war ganz schwer.

24. 1. 1947 Fäden gezogen gut überstanden aber nachts tolle Schmerzen gehabt.

30. 1. 1947 entlassen und kommt mit dem Roten Kreuz Wagen zu Hause. Die Kältewelle hat am 18. Januar eingesetzt und dauerte bis zum 15. Februar das 1x die Fenster abgetaut.

23. 3. 1947 war Berthold das 1x in der Kirche.

24. 3. 1947 gesund geschrieben.

25. 3. 1947 Arbeit durchs Arbeitsamt

26. 3 . 1947 Arbeit bei Kohlentuno er mußte Holz klein hacken fürs Auto in der Kälte und später Besen binden.

30. 3. Kloth Heinis Konfirmation.

5.5. 1947 ist Firmung von 130 Firmlingen durch Bischof aus Hildesheim 9³⁰ Uhr Ankunft um 10 Uhr heilige Messe mit Pfarrer Klein.

25. 5. 1947 Pfingsten Droschkenfahrt mit Kloth Heini zu den Dampfpflügen auf dem Leierberge.

30. 5. 1947 bei Feist zur Silberhochzeit eingeladen im kleinen Kreis aber sie hatten schon schön gebacken von Grote Mehl und Butter bekommen.

6.6. 1947 Bertholds Geburtstag Tabak von mir sogar 1 Torte von Kloth 1 Korn und 1 Zigarre.

5. 7. war Lenchen Tautz bei uns

13.7. Rummel auf dem Marktplatz

21.7. 1947 Antrag auf 1 Kleiderschrank

7.1. 1947schrieb Ernst die letzte Karte aus Frankreich und am 27.12. wurde er entlassen.

3.1. 1948 kam Paul und Josef aus der russischen Zone zu Besuch am 7. fuhren sie mit dem 2 Zug zu den Tünzern.

Dies war die letzte Seite in der Sammlung von Alfred Goebel. Ob es auch das Ende der Aufzeichnung der Familie Grüger ist, ist nicht bekannt.